Jane, die Jüdin.

Zweiter Band.

Jane, die Jüdin.

Erzählung

von

Philipp Galen.

Zweiter Band.

Berlin, 1867.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Zehntes Capitel.

Es war am Morgen kurz vor sieben Uhr, als Reinhold aus dem übermäßig warmen kleinen Häuschen in die frische Morgenluft trat. Goldener Sonnenschein funkelte über Land und Wasser, die Vögel hatten ihren Chor wieder lustig angestimmt und die Blätter der Bäume, völlig erfrischt, rauschten ihr zauberhaftes Lied im Wehen des leichten Windes, der duftbeladen über die laubreiche Hügelkette strich. O wie wirkte dies neue muntere Leben nach so traurig und angstvoll durchlebter Nacht so ermuthigend und erfrischend auf Reinhold's Geist, wie frohlockte sein Herz, als er dankbar nach dem blauen Himmelsgewölbe aufblickte und rüstig bergan eilte, um den oben ängstlich Harrenden die frohe Botschaft zu bringen!

Tief aufathmend langte er auf der obersten Terrasse an, und nur einen raschen Blick über die ihn umgebenden, würzige Düfte aushauchenden Blumen werfend, eilte er dem Hause zu, durch dessen Spiegelfenster er schon die Familie um den Frühstückstisch versammelt gesehen hatte.

Aber auch sie hatten ihn wahrgenommen und, hastig von ihren Plätzen aufspringend, eilten ihm Alle entgegen, um seine Meldung des Vorgefallenen zu vernehmen. Jedoch, er brauchte kein Wort zu sprechen; der Umschwung zum Besseren war zu deutlich auf seinem Gesicht zu lesen, als daß noch Jemand zweifelhaft hätte sein können. Margarethe und Bertha vor Allen aber sprangen lebhaft auf ihn zu und streckten ihm die Hände entgegen. Er umfaßte die beiden Schwestern und zog sie an sich, und beinahe hätte er sie geküßt, vor unaussprechlicher Freude, wie er die ganze Welt an seine Brust hätte reißen und küssen mögen.

Endlich ließ er sie wieder los und wandte sich freudig ihrem Vater zu, um ihm herzlich die Hand zu drücken und den besten Guten Morgen zu bieten.

„Nun," sagte der edle Mann, sein offenes blaues Auge mit strahlender Wärme auf dem frohlockenden Gesicht des Arztes ruhen lassend, „Sie bringen uns Gutes — Gott hat also geholfen?"

„Ja, er hat geholfen, wunderbar rasch und kräftig. Sie schläft und wird noch lange schlafen, denn die erschöpfte Natur verlangt ihr Recht."

„Aber welche traurige Nacht haben Sie verlebt, Sie müssen todtmüde sein!" warf Margarethe mit fast besorgter Miene ein.

„O ja, ich war müde, das gestehe ich gern, jetzt aber bin ich es vor Freude nicht mehr, und um den Preis, der mir in den letzten Stunden zu Theil geworden — ich meine den festen gesunden Schlaf unserer lieben Patientin — würde ich noch viele solcher Nächte durchwachen."

„Hier, lieber Doctor," rief Bertha, „hier setzen Sie sich nun, es ist Alles bereit, Sie zu stärken und zu erfrischen."

Während Reinhold nun auf seinem gewöhnlichen Platze, zwischen Margarethe und ihrem Vater, saß und von beiden Schwestern auf das Eifrigste bedient

ward, wurden von allen Seiten Fragen an ihn gerichtet, die herzliche Theilnahme an der Kranken verriethen, und er beantwortete sie alle so umständlich wie möglich, bis jede Kleinigkeit bekannt war. Während des Sprechens aber ließ die Exaltation seiner Kräfte nach und es stellte sich allmälig eine sichtbare Müdigkeit bei ihm ein.

„Sie müssen durchaus ein paar Stunden schlafen," sagte der Hausherr; „man kann nicht wissen, ob Ihre Hülfe nicht noch mehr Nächte in Anspruch genommen wird. Ihr werdet Euch also etwas ruhig verhalten, Ihr Mädchen, wenn ich fort bin, und dürft unsern Freund nicht stören."

Reinhold erhob sich und bat, ihn um zehn Uhr zu wecken, wenn er bis dahin schlafen sollte. Um diese Zeit müsse er wieder nach Jane sehen, da er ihr wahrscheinlich eine andere Verordnung zu machen habe. So sagte er denn der Familie Lebewohl und begab sich nach seinem Zimmer, und hier, nur den Rock abwerfend, streckte er sich auf sein Bett, fest überzeugt, daß er um die bestimmte Zeit von selbst erwachen würde.

Während aber im Hause die größte Ruhe herrschte und kein Laut hörbar wurde, schlief unser Freund bald und leicht ein. O, welche Träume mochten den Glücklichen umschweben, nachdem er diese trostlose Nacht hinter sich hatte und einem gewiß schöneren Tage entgegen ging? Aber er träumte nicht, wenigstens hatte er kein Bewußtsein davon, sondern er schlief fest zwei volle Stunden lang, eine hinreichende Zeit, um einen jungen gesunden Körper mit neuen Kräften zu füllen. Als er aber erwachte und der Sonnenschein draußen ihn so ermuthigend anlächelte, da sprang er glückselig von seinem Lager empor, denn er nahm diesen Sonnengruß als eine günstige Vorbedeutung für den kommenden Tag auf.

Als er wenige Minuten später unten in die Halle trat, fand er Niemanden von der Familie vor. Der Hausherr und die Kinder waren, wie gewöhnlich, nach der Stadt in's Geschäft und in die Schule gegangen, Margarethe und Bertha befanden sich in ihrem Ankleidezimmer. So sagte er einer der Mägde, die eben die Halle fegte, daß er nach dem kleinen Hause gehe und daß er bald wieder heraufzukommen denke.

Als der eilig den Berg hinab Schreitende am Gärtnerhause ankam, trat ihm der freundliche Gärtner entgegen. Auch er hatte von dem traurigen Vorfall im kleinen Hause vernommen und die arme Jüdin beklagt, die allen Bewohnern von „Schillings-Lust" eine liebe Erscheinung war. Jetzt hielt er ein schönes Rosenbouquet in der Hand, das er vielleicht absichtlich vorbereitet, und als der Arzt ihm einen „Guten Morgen" bot und nach der Bestimmung der Blumen fragte, sagte er, daß sie zu nichts Besonderem bestimmt seien und daß der Herr Doctor sie nach seinem Belieben verwenden könne.

Reinhold ergriff herzlich dankend den duftenden Strauß und eilte nun hastig den Bergabhang hinab. Als er vor dem kleinen Hause ankam, erwartete ihn die wiederaufgelebte Rebecca mit freudestrahlendem Gesicht an der Thür.

„Sie schläft noch immer, Herr Doctor, und ist nicht ein einziges Mal aufgewacht," sagte sie. „O, was haben Sie da für schöne Blumen — soll die meine arme geknickte Blume haben?"

Des Gefragten Auge funkelte, als er die gute

Nachricht vernahm und die Frage erwiderte er sogleich mit den Worten: „Ja, sie soll sie haben. Geben Sie mir eine hübsche Vase mit frischem Wasser, wenn sie bei der Hand ist, und ich will sie vor das Bett der Kranken stellen, damit sie eine Freude hat, wenn sie erwacht."

Rebecca beeilte sich, seinem Wunsche zu entsprechen; der Arzt aber trat erregten Gemüths leise in das stille Krankenzimmer, wo er Jane in der That noch eben so ruhig schlafend fand, wie er sie verlassen hatte.

Die Blumen noch in der Hand haltend, beugte er sich zu ihr nieder und lauschte auf ihren langsam und sanft gehenden Athem; doch ihren Puls wagte er nicht zu berühren, um sie nicht vorzeitig aus dem erquickenden Schlummer zu wecken.

Aber seine Nähe mußte vielleicht doch von einer von der Kranken empfundenen Wirkung begleitet sein, denn eben hatte er die schönen Rosen in einer blauen Vase auf einen leise herangerückten Tisch vor das Bett Jane's gestellt, und eben hatte er seinen alten Platz davor wieder eingenommen, da regte sich

diese, schlug langsam die Augen auf und, sogleich das gespannt lächelnd auf sie gerichtete Gesicht erkennend und dann die Blumen mit einem Blick streifend, strahlte ihr Auge ihm in seltener Heiterkeit entgegen, in der fast keine Spur von der früheren Traurigkeit zu entdecken war.

Reinhold nickte, als ob ihm die Worte fehlten, der allmälig sich in ihre Lage Findenden nur freundlich zu, und als sie das glückliche Lächeln seiner Miene sah, lächelte auch sie mit einem matten Augenwink und machte eine unwillkürliche Bewegung mit der ihm zunächst liegenden Hand, als wolle sie die seine ergreifen, ließ sie aber schnell wieder in die vorige ruhende Lage zurückfallen.

Da streckte sich aber seine Hand schon nach derselben aus, jedoch nur, um nach dem Puls zu fühlen. Höchstens eine Minute hielt er die Hand fest, dann, als er sich überzeugt, wie ruhig und sanft ihre Blutwelle ging, sagte er mit leiser und seine glückselige Empfindung wiedergebender Stimme:

„Wie geht es Ihnen? Ich freue mich, Ihren Schlaf so lange andauernd zu finden.“

Jane wandte die Augen etwas zur Seite und sagte dann mit matter Stimme: „Ich denke, mir geht es gut; wenigstens habe ich über nichts mehr zu klagen. Die Schmerzen im Kopf sind fort und eben so die innere Beklommenheit und Angst. Aber ich bin müde — darf ich denn wieder schlafen?"

„So lange Sie wollen — und hoffentlich werden Sie weiter nichts bedürfen, wenn Sie nicht etwas genießen wollen."

„Wenn ich darf, so möchte ich trinken, am liebsten Milch."

„Damit bin ich einverstanden und Sie sollen sie haben. Rebecca, können Sie uns ein Glas frischer Milch verschaffen?"

„Sie ist unten in der Küche, Herr Doctor, ich werde sie sogleich holen."

Während Rebecca die Milch zu holen ging, wandten sich Jane's Augen wieder nach den Blumen hin. „Sollen die Rosen mein sein?" fragte sie, einen Augenblick das Gesicht Reinhold's musternd.

„Ja, es sind die Ihrigen. Der Gärtner oben hat sie gepflückt und ich habe sie für Sie mit herunter gebracht."

„Ich danke Ihnen. Lassen Sie mich daran riechen.“

Er reichte ihr die Vase hin; sie umfaßte sie mit beiden Händen und tauchte ihr bleiches Gesicht in die duftenden Blüthen. „Das thut wohl,“ flüsterte sie, „und es ist ein schöner Morgengruß. Nicht wahr, wir haben doch Morgen?“

„Ja, es ist zehn Uhr vorbei und die Sonne grüßt Sie ebenfalls mit ihrem freundlichsten Strahl. Sehen Sie doch da!“

Jane wandte das schöne Haupt nach dem Fenster und lächelte dabei. Da trat Rebecca wieder in's Zimmer, ein Glas frischer kühler Milch auf einem Teller tragend. Reinhold nahm es ihr ab und führte es behutsam an der Kranken Mund. Sie trank in kurzen Zügen, legte sich dann aber in die Kissen zurück und sagte: „So, ich danke. Nun kann ich wieder schlafen.“

Und als ob sie die Gegenwart der beiden Personen vergessen habe, schloß sie die müden Augen und nach wenigen Minuten schlief sie wieder so ruhig und fest, wie sie es in den letzten Stunden gethan.

Jetzt erst verließ Reinhold, nachdem er Rebecca noch einige Verhaltungsmaßregeln gegeben, das Zimmer und kehrte nach dem Berge zurück, wo er, in heiteren Gedankenbildern schwelgend, wohl eine Stunde in den schattigen Gängen auf und nieder ging, eine Wohlthat für ihn, da er sich so lange keine ordentliche Bewegung gemacht.

Als er um zwölf Uhr wieder mit Margarethe und Bertha zusammentraf und ihnen über Jane's Zustand Bericht abstattete, riefen seine günstigen Mittheilungen eine große Freude hervor. „O, was wird der Vater sagen, wenn er zurückkommt," rief Bertha frohlockend aus, „er ging so beklommen und traute der schnellen Besserung nicht! — Können wir der Armen denn nun nicht bald einige stärkende Speisen hinunter bringen?" fragte sie dann.

Reinhold besprach mit dem liebevollen Schwesterpaar das Nöthige in dieser Beziehung, und als er gegen zwei Uhr mit Margarethen wieder den Berg hinabstieg, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen, war Jedes von ihnen mit einem Körbchen belastet, in dem einen eine Schaale kräftiger

Fleischbrühe, in dem andern frische Brödchen tragend, denen Bertha noch verschiedene andere Erquickungen hinzugefügt hatte, um auch der alten Rebecca eine wohlverdiente Stärkung angedeihen zu lassen.

Jane schlief noch immer und die beiden theilnehmenden Besucher sahen sie nur flüchtig, während sie die Speisen der Alten übergaben und Reinhold neue Weisungen hinzufügte.

Gegen vier Uhr kam wie gewöhnlich der Hausherr mit den Kindern aus der Stadt zurück. Seine Freude, als er die guten Nachrichten vernahm, sprach sich unverholen aus, und man setzte sich einmal wieder heiter zu Tisch und Reinhold verschmähte es diesmal nicht, ein Glas Wein mehr als gewöhnlich auf das Wohl der Genesenten zu leeren.

Gegen Abend gingen Reinhold und Bertha wieder nach dem Häuschen hinunter. Jane war um drei Uhr erwacht und eine Stunde munter geblieben. Sie hatte die Fleischbrühe mit Behagen genossen, auch ein Brödchen verzehrt und war dann wieder eingeschlafen. So blieb es den Abend und die ganze Nacht hindurch, die Rebecca, in der Nähe der Kran-

ken schlafend, ruhig verbrachte, nachdem der Arzt am späteren Abend noch einmal unten gewesen war und sich von dem guten Befinden der jetzt vollständig in der Genesung Begriffenen überzeugt hatte.

So kam der nächste Morgen heran und wieder lächelte die Sonne heiter, wie am vorigen Tage, die Erde an. Es mochte zehn Uhr sein, als Reinhold, diesmal allein, seinen Weg nach dem Elbufer antrat und, heute schon glücklicher als gestern gestimmt, sich keinen weiteren Sorgen über das Nächstvorliegende mehr hingab. In der linken Hand trug er ein Körbchen mit rosig angehauchten Pfirsichen, die Margarethe selbst am Morgen im Treibhause gebrochen und ihm für ihre liebe Jane mitgegeben hatte.

Als er vor der Thür des kleinen Hauses anlangte und schellte, öffnete ihm die alte Rebecca, und als diese den ihrer Herrin so treu ergebenen Arzt erblickte, flog ein freudiger Glanz über ihr runzliches Gesicht und sie rief mit zusammengeschlagenen Händen:

„O lieber Herr Doctor! Da sind Sie schon wieder und mit so schönen Früchten! Ach, wie wird

das liebe Kind sich freuen, sie liebt die saftigen Pfirsiche so sehr! — Aber auch Sie werden sich freuen, Herr Doctor!“ setzte sie etwas leiser und mit vertraulichem Augenblinzeln hinzu.

„Worüber denn?“

„Sie ist auf, das liebe Kind, und sitzt auf ihrem Stuhl am Fenster, vollständig gekleidet, und ich habe ihr heute selber das schöne lange Haar gekämmt, was für ihre schwache Kraft noch eine zu mühselige Arbeit gewesen wäre, ja! Und da sitzt sie und schreibt in ihrem Versbuche und schaut über das schöne blaue Wasser und den lichtvollen Himmel hin — o Gott gerechter, was ist es für eine Freude, das wieder mit anzusehen!“

Reinhold, schon etwas ungeduldig, gab ihr den Korb und hieß sie die Früchte auf Schaalen legen und mit den beiliegenden Blättern und Blumen verzieren; dann sprang er hastig die Treppe empor und gleich darauf klopfte seine Hand etwas lauter als gewöhnlich an die Thür des kleinen Schlafzimmers.

Als Reinhold nach dem Hereinruf eintrat, sah er den bequemen Sessel an's Fenster gerückt und

darauf saß, noch halb mit der rothseidenen Decke verhüllt, Jane, in ihrem Hauskleide, wie er sie das erste Mal an der Thür des unteren Saales gesehen. Sie hielt ein ziemlich großes Album auf dem Schooße und schrieb mit einer Bleifeder darin. Als sie aber den Doctor erblickte, schlug sie es hastig zu und legte es bei Seite, so daß seine Hand es nicht erreichen konnte. Ihr Gesicht war zwar noch etwas bleicher als gewöhnlich, aber doch zeigte sich schon die Farbe der Gesundheit wieder in rosigerer Frische auf den Wangen, und ihr Auge klärte sich wunderbar auf, als sie den Mann wieder vor sich sah, dessen unermüdliche Mühwaltung ihr Rebecca getreulich berichtet und dessen Theilnahme an ihrem Schicksal sie bereits selbst errathen hatte.

Als er aber nun, nachdem seine freudigen Blicke seinen begrüßenden Worten schon vorangeeilt, dicht an sie herangetreten war, hob sie fast unwillkürlich die rechte Hand und reichte sie dem lächelnden Manne entgegen.

Reinhold erstarb das Wort auf den Lippen, als er dies gewahrte; schnell aber faßte er die schöne

Hand und, nachdem er nun erst seinen Gruß beendet, sah er lange auf die Hand hin, die er erhoben und fest in der seinen behalten hatte.

„Warum betrachten Sie so aufmerksam meine Hand?“ fragte sie mit etwas scheuem Blick und versuchte dieselbe zurückzuziehen.

Aber er hielt sie nur um so fester und sein Auge ruhte noch eine Weile darauf, bis er es zu ihrem verwundert fragenden erhob und sagte: „Gestatten Sie mir eine flüchtige Minute diesen kleinen Genuß. Warum ich sie so aufmerksam betrachte? Das ist sehr einfach, mein liebes Fräulein. Sie ist zu merkwürdig gebildet und außerdem verrätherischer, als Sie vielleicht denken.“

„Ich verstehe Sie nicht!“ sagte ihr Auge und dann auch langsam und fast tonlos ihre Lippe.

„O, so will ich es Ihnen deutlich zu machen versuchen. Ich sage, sie ist merkwürdig gebildet, und das ist wahr. Solche Hände sieht man selten, und noch seltener darf man sie berühren. Und warum sie verrätherisch ist? Eben weil sie so merkwürdig gebildet ist und durch ihre Form und Farbe, durch

ihre Wärme und Weiche mir — Ihren Character verräth."

„Meinen Character?" fragte sie, nur noch mehr verwundert. „Wie wäre das möglich?"

„Gewiß. Eine trockene, kalte Hand verräth auch eine vertrocknete und erkaltete Seele — und da die Ihre nicht trocken und kalt ist, so — so mögen Sie daraus schließen, daß ich auch Ihre Seele nicht mit diesen Eigenschaften für begabt halte."

Sie sah ihn staunend an und wollte nun wirklich ihm die Hand entziehen, deren einzelne Finger er mit seltener Schärfe betrachtete; aber ehe sie es vermochte, beugte er sich rasch nieder und drückte fest seine warmen Lippen darauf.

Jane fuhr bei diesem unerwarteten Vorgang fast erschrocken in die Höhe und zog die Hand mit einem angstvollen Blick an sich, sie rasch unter der Decke verbergend, die über ihrem Schooße lag. Aber es war einmal geschehen, seine Lippen hatten die Hand berührt und Jane schien darüber so erstaunt, daß sie eine Weile schwieg und mit dem seitwärts gewandten Kopfe aus dem Fenster schaute, als wage

sie nicht, seinen auf sie gerichteten Augen zu begegnen, die, wie sie wohl fühlte, fest auf ihren beweglichen Zügen hafteten.

Als sie den Kopf ungewöhnlich lange in der angedeuteten Stellung hielt, wandte er sich um, hob einen Stuhl auf und trug ihn in die Nähe der Sitzenden, um sich ebenfalls schweigend darauf niederzulassen.

Er saß schon lange Zeit und immer noch starrten die hellbraunen schönen Augen der Jüdin in die blaue Ferne. Da rückte er mit einer hörbaren Bewegung den Stuhl etwas weiter von ihr zurück und sagte:

„Wie ich mich freue, Sie wieder außer dem Bette zu sehen, vermag ich kaum mit Worten auszudrücken — fühlen Sie sich denn wieder ganz von Ihrem kurzen Leiden hergestellt?“

Da wandte sich der schöne Kopf langsam nach ihm herum, ihr Blick ruhte einen Augenblick auf ihm und dann sprach sie in einer Weise und mit einem Ausdruck, daß Reinhold ihr die innere Bewegung, von der sie ergriffen war, deutlich anmerken konnte:

„Ja, ich befinde mich, Gott sei Dank! wieder leiblich wohl und meine Kräfte werden sich bald wieder einstellen; aber Sie — Sie haben mich um die ersten Worte gebracht, die ich zu Ihnen sprechen wollte, wenn ich Sie wieder sähe, und die ich mir schon den ganzen Morgen im Kopfe zurechtgelegt hatte.“

„O, das thut mir leid. Aber was waren das für Worte, zu deren Zusammenfügung Sie des ganzen Morgens bedurften? Darf ich das nicht wissen?“

Ihre sprechenden Augen senkten sich, während ein kurzes freudiges Leuchten über ihre rosigen Züge flog. Dann aber richtete sie sie fest auf des Arztes erröthetes Gesicht und sprach mit nachdrücklicher Betonung:

„Ich habe sie jetzt vergessen, und das thut auch mir leid. Aber sie sollten meinen Dank enthalten, daß Sie — so gütig waren —“

Weiter kam sie nicht. Reinhold war rasch aufgestanden und sie konnte glauben, die Bewegung sei nur unternommen, um sein Weggehen einzuleiten.

„Wie,“ unterbrach sie sich, „Sie wollen mich doch nicht schon verlassen?“

„Nein, das will ich nicht,‘ erwiderte er ernst

und mit erregter Miene, „aber — aber Sie dürfen auch kein Wort des Dankes mehr laut werden lassen. Was ich gethan, für Sie gethan habe, habe ich — ich will ein einfaches Wort gebrauchen — gern gethan, und was man gern, sehr gern thut, dafür pflegt man keinen Dank zu erwarten. So lassen Sie denn das zwischen uns abgemacht sein — darf ich, wie der Arzt es muß — auf den Gehorsam meiner Patientin rechnen?"

Sie besann sich eine Weile; dann nickte sie mit dem Kopfe und endlich reichte sie ihm mit einer etwas hastigen Bewegung noch einmal ihre Hand hin.

Reinhold ergriff beinahe zögernd die weiße Hand mit beiden Händen, warf einen kurzen Blick darauf und fragte dann mit weicher tiefer Stimme: „Darf ich denn jetzt, ohne Sie zu erschrecken, Ihre Hand mit Ihrer Bewilligung küssen?"

„Ich sage nicht Nein, ich sage nicht Ja!" flüsterte sie, wieder aus dem Fenster blickend; „aber Sie sind jedenfalls ein Mann, der sich Rechenschaft darüber ablegt, was er thun oder nicht thun darf."

„So werde ich diesmal ein verständliches Ja

sprechen," sagte er, und gleich darauf berührten seine Lippen noch einmal die schöne Hand, die sich dann nicht mehr unter der seidenen Hülle versteckte, sondern mit der andern vereinigte und ruhig gefaltet auf der Decke liegen blieb.

Es entstand eine Pause, die Reinhold am wenigsten zu unterbrechen geneigt war. Nach einiger Zeit aber kehrte sich Jane's Gesicht wieder zu ihm herum und sie sagte:

„Ich habe noch eine Frage, auf die ich mich mit vielem Vergnügen vorbereitet. Darf ich noch nicht in mein Zimmer hinunter gehen?"

Reinhold besann sich, dann erwiderte er lächelnd: „Heute noch nicht, aber morgen werden Sie es wahrscheinlich dürfen, wenn Sie mir versprechen, noch nicht in die Morgen- und Abendluft hinauszugehen, wozu das auf ebener Erde gelegene Zimmer so leicht verlockt."

„Ich verspreche es — aber warum soll ich nicht schon heute hinunter gehen? Ach, mir wird die Zeit hier so lang. Unten liegen meine Arbeiten und meine Bücher, und ich kann wählen, wonach mein Sinn verlangt."

„Sie dürfen noch nicht lesen und auch noch nicht arbeiten —"

„Aber das Denken greift mich noch mehr an als das Lesen und das Nähen — und hier in dieser Abgeschiedenheit muß ich denken."

„Sie dürfen auch nicht zu viel denken, ich habe es Ihnen ja schon einmal gesagt. Das Denken ist, wie Sie auch selbst so richtig sagen, für manche Menschen, zumal wenn sie körperlich leidend sind, die anstrengendste, aufreibendste Arbeit, denn der Mensch denkt — und das weiß ich aus Erfahrung — nicht immer das Angenehme, viel häufiger giebt er sich in der Einsamkeit trüben Anschauungen und Bildern hin."

Jane seufzte, als wolle sie auch für sich einige Erfahrung darin in Anspruch nehmen, aber sie erwiderte nur nach kurzer Pause:

„Was soll ich denn thun, wenn ich nicht lesen, nicht nähen, nicht — denken darf?"

„Plaudern, sich unterhalten, nicht über ernsthafte Dinge, sondern über alltägliche Vorkommnisse, zum Beispiel über das Wetter, Ihre Nachbarn —"

„Mit Wem denn?"

„Mit Rebecca, wenn kein Anderer da ist; mit mir, wenn Sie mir Sie zu besuchen gestatten, und außerdem werde ich Ihnen Margarethe und Bertha senden, bis Sie sie selbst wieder oben besuchen können."

Jane's Gesicht leuchtete heller auf. „Ja," sagte sie, „senden Sie mir die guten Mädchen, aber eine nach der andern, damit ich Abwechselung habe. O ja, ich plaudere — jetzt — mit ihnen so gern, sie sind so gut, so theilnehmend, es hat mir das früher gar nicht einleuchten wollen, doch man macht — ich sehe es an mir selber — Fortschritte in der Kunst — das traurige Leben zu genießen."

Es entstand wieder eine Pause, die Reinhold absichtlich länger hinauszog, da er auf den letzten Gedanken Jane's nicht näher eingehen wollte. „Aber Sie haben mir noch nicht auf meine Frage geantwortet, die ich vorher äußerte," fuhr er endlich fort, „und so frage ich jetzt noch einmal: gestatten Sie mir, Sie von morgen an nicht mehr als meine Patientin, sondern — als meine Nachbarin zu besuchen, so lange Sie eben — noch meine Nachbarin sind?"

Sie sah ihn mit einem unaussprechlichen und Reinhold unerklärlichen Blick bei diesen Worten an. „Wie meinen Sie das," fragte sie endlich, wieder aus dem Fenster sehend, „so lange Sie eben noch mein Nachbar sind? Werden Sie vielleicht bald wieder „Schillings-Lust" verlassen?"

„Nein, ich bleibe noch vier Wochen hier, wenigstens vier Wochen," betonte er, denn so lange Zeit bleiben zu wollen, habe ich meinen edlen Gastfreunden von vornherein versprechen müssen."

Jane nickte leise mit dem Kopfe und ihre Hände schlossen sich fester in einander.

„Aber Ihre Antwort?" drängte der Arzt mit lebhafterem Blick.

„O, was soll ich darauf antworten," sagte sie leise und den Kopf vor sich niedersenkend — „besuchen Sie mich, ja, wenn Sie nichts Besseres vorhaben; Sie werden mir — immer willkommen sein, aber — Sie werden sich bald bei mir langweilen."

„Meinen Sie? Gut, wir wollen es darauf ankommen lassen. Doch, um mich Ihnen in einer Beziehung wenigstens ganz darzustellen, wie ich bin,

so sage ich Ihnen, daß ich mich nie langweile, weder bei der Arbeit, noch bei der Ruhe, noch — bei der Plauderei, und Sie wären die Erste, die dies Kunststück bei mir zu Stande brächte. So — nun will ich Sie aber verlassen und Ihnen in einer Stunde eines der lieben Mädchen senden. Am Abend kommen wir vielleicht zusammen herunter und dann — dann sollen Sie schon heute Ihren kleinen Saal besuchen."

Elftes Capitel.

Zwei Tage waren rasch genug vergangen. Jane, von ungebrochener Jugendkraft erfüllt, hatte sich wieder ganz erholt. Zwar war sie noch etwas bleich geblieben, aber sie fühlte schon lange keinen Schmerz mehr, und fast war oder schien sie ohne Erinnerung an das kaum Ueberstandene. Ihre kurze Krankheit lag wie ein flüchtiger Traum hinter ihr, auf den sie sich nicht mehr recht besinnen konnte oder mochte, und wenn sie sich einmal auf etwas Einzelnes besann, so dachte sie oder wollte nicht mehr darüber nachdenken, denn die Willenskraft war stark in diesem jungen Mädchen und Keiner von Allen, die sie um diese Zeit und später besuchten, hatte eine Ahnung davon, wie mächtig der Zügel war, den sie sich in Bezug auf ihre Gedanken und Empfindungen anlegen konnte.

Am Abend des zweiten Tages nach der eben geschilderten Unterredung kam Doctor Strahl mit seinem Wirthe um acht Uhr nach Hause. Sie waren in der Stadt gewesen, um bei dem alten Herrn Schilling zu speisen, der auch seinen Theil von dem jungen Freunde haben wollte, wie die Uebrigen. Als die beiden Herren in das große Zimmer traten, waren sie nicht wenig verwundert, bei den überaus heiteren Schwestern die schöne Jüdin zu finden, die sie sich gegen Abend heraufgeholt, um den Vater und den Freund mit ihrem Besuche zu überraschen und zu erfreuen.

Margarethe, als sie die Männer kommen hörte, lief ihnen freudig entgegen, und nachdem sie den Vater geküßt und Reinhold die Hand gereicht, sagte sie zu Letzterem:

„Sie dürfen nicht böse sein, gestrenger Herr Doctor, wenn Sie Ihre liebe Patientin hier oben sehen. Sie ist nicht freiwillig gekommen, nein, wir haben sie uns geholt und sie, trotz ihres Widerspruchs, fast gewaltsam den Berg herauf gebracht. Aber wir sind vorsichtig gewesen und langsam gegangen, auch

haben wir alle Vorkehrung gegen eine mögliche Erkältung getroffen."

Reinhold trat zu den Damen und begrüßte sie mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit. Als er aber sein Auge auf Jane richtete, leuchtete es in hellerem Glanze auf, während sie die Augen niedergeschlagen hielt und fast beschämt aussah, als fürchte sie doch einen kleinen Vorwurf von ihm zu hören. Allein er dachte an keinen Vorwurf. Nur mit neuer Freude ließ er seinen Blick auf ihr ruhen, aber seine Hoffnung, daß sie ihm die Hand reichen würde, erfüllte sich nicht, und so nahm er nach einiger Zeit seinen Platz neben ihr ein, um sogleich ein munteres Gespräch zu beginnen und zu berichten, was er in der Stadt Neues gehört.

Als das Gespräch aber zu Ende war und der Thee gebracht wurde, wandte sich Bertha lebhaft zu ihrer Schwester hin, flüsterte ihr einige Worte zu und kicherte dann leise vor sich hin. Margarethe nickte ihr Beifall und sagte halblaut:

„Thu' es und sage es ihm."

„Was haben die Mädchen?" fragte der Vater

und des Doctors Auge sprach dieselbe Frage aus, indem es Jane's arbeitsame Hände streifte.

„Sie werden sich wundern," nahm nun Bertha das Wort, „daß wir so dreist waren, über Ihren Vormittag morgen zu disponiren."

„Wie so? Wollen Sie mich fortschicken und soll ich Ihnen einen Botengang nach der Stadt abnehmen?"

Die beiden Mädchen lachten herzlich laut auf und Jane erröthete lebhaft dabei.

„Was Sie doch klug sind," fuhr Bertha fort, „halb haben Sie es wenigstens errathen. Ja, fortschicken wollen wir Sie, wenn auch nicht nach der Stadt, und unsern Boten können Sie auch vorstellen, wenn Sie Jemandem einen Liebesgruß von uns überbringen wollen."

Jane's funkelndes Auge schaute ernst auf, aber sie regte sich nicht.

„Machen Sie es kurz," sagte nun der Doctor, „damit ich weiß, womit Sie mich strafen wollen."

„O bewahre, eine Strafe wird es hoffentlich nicht für Sie sein, eher eine Belohnung," fuhr nun

Margarethe fort. „Ich muß nur das Wort nehmen, Bertha kommt vor lauter Lachen nicht damit zu Stande, und doch ist dabei nur das zu belachen, daß Sie eine Sache so ernsthaft nehmen, die so einfach ist. Mit einem Wort: Wir Beide, Bertha und ich, müssen morgen Vormittag nach der Stadt gehen, um einen nothwendigen Gratulationsbesuch abzustatten und Sie werden also, wenn Sie uns nicht begleiten wollen, was für Sie gewiß sehr langweilig wäre, allein zu Hause bleiben und den Hüter unserer Penaten machen müssen."

Reinhold lächelte. „Das könnte unter Umständen allerdings als eine Strafe erscheinen, aber die Belohnung will mir noch nicht recht einleuchten," sagte er scherzend und doch schon das herzliche Lachen der beiden Mädchen mehr und mehr begreifend.

„Warten Sie es ab," fuhr Margarethe etwas ernster und befangener fort. „Nun, der Morgen wird wahrscheinlich so schön und warm sein, wie der heutige es war, und da muß es sich unten an der Elbe gar anmuthig plaudern lassen, wie?"

Alle schwiegen und sahen einander forschend an.

Jane aber ließ ihre Arbeit in den Schooß sinken, hob den Kopf langsam in die Höhe und sagte mit der ruhigsten Miene:

„Da weder Margarethe noch Bertha zum Schluß kommen können, so will ich Ihnen das ganze Complott mit einem Wort enthüllen. Die guten Mädchen waren um Ihre Unterhaltung besorgt, wenn sie das Haus verlassen, und da haben sie an mich gedacht und mich gefragt, ob ich Ihre Unterhaltung während ihrer Abwesenheit übernehmen wolle.“

„Und was haben Sie darauf geantwortet?“ sagte der Doctor mit freudig belebter Miene.

„Etwas was Sie sich selbst sagen können: Daß mir Ihr Besuch morgen wie immer angenehm sein wird, wenn Sie sich nicht auf bessere Weise unterhalten können.“

„Nun, das heiße ich vernünftig reden,“ nahm jetzt der bisher schweigsame Hausherr das Wort; „Ihr Mädchen könnt bei Fräulein Norrmanson in die Schule gehen. Und nun ist Eure Entschuldigung wegen Eures Besuches in der Stadt gut angebracht und dankbar angenommen, und jetzt wollen wir un-

sere Friedenspfeife in Ruhe rauchen. Wohl dem, der da weiß, wo er morgen sein Haupt im Schatten bergen kann, wenn die Sonne heiß auf seinen Scheitel zu brennen droht. — Gestatten Sie, mein Fräulein, daß wir Männer unsrer Leidenschaft fröhnen und uns eine gute Havannah anzünden?"

„Sie sind zu Hause und ich bin Ihr Gast," erwiderte Jane freundlich und rückte dem Hausherrn ein neben ihr stehendes Licht näher, da er schon sein Cigarrenetui aus der Tasche gezogen hatte.

Am nächsten Morgen waren die beiden Schwestern schon frühzeitig gerüstet, mit dem Vater und den kleineren Geschwistern zugleich ihren Gratulationsbesuch anzutreten. Da sie sämmtlich zu Fuße gingen, gab ihnen Reinhold auf eine Strecke das Geleit und wurde dann endlich mit dem heiteren Scherz entlassen: daß er den Tag recht gut nützen und die ihm bevorstehende Langeweile bei seiner Patientin unten im Wasser der Elbe ertränken möge.

Reinhold nahm den mahnenden Wunsch mit lä-

chelndem Gesicht entgegen, aber sein Herz klopfte doch etwas lebhafter dabei, und nicht ohne unwillkürliche Hast trat er allein seinen Rückweg an. Indessen es war erst halb neun Uhr, als er dies that, und also noch viel zu früh, um den verheißenen Besuch abzustatten. So schritt er denn langsam zurück, wählte einen anderen Weg nach dem Stranddorfe und, als er es erreicht, durchwandelte er es seiner ganzen Länge nach und betrachtete mit Antheil das Leben und Treiben der Bewohner des Dorfes und ihrer Sommergäste, welche die Wärme des Tages früh aus den Häusern gelockt und in ihre idyllischen Gärten getrieben hatte.

Ja, es war warm, sehr warm an diesem Morgen, obgleich die Sonne die grauen Nebelwölkchen nicht durchdringen konnte, die sich wie ein halbdurchsichtiger Schleier über den ganzen Horizont ausgebreitet hatten. Und um so fühlbarer war die Wärme, als völlige Windstille herrschte und selbst die beweglichen Blätter der Espen und Birken in träger Ruhe an ihren Zweigen hingen. Trotz des umflorten Himmels aber war die Luft klar, man konnte in

weiter Ferne selbst kleine Gegenstände erkennen, und die blauen Umrisse des jenseits der Elbe liegenden festen Landes traten so deutlich hervor, daß man sie um eine Meile näher gerückt glauben konnte.

Wir dürfen wohl annehmen, daß Doctor Strahl auf dem heutigen Spaziergange seine Taschenuhr öfter befragte, als er es gewöhnlich zu thun pflegte, aber erst als ihr Zeiger der Zehn nahe kam, wandte er sich lebhaft um und suchte die Pforte auf, durch welche man nach dem kleinen Hause emporstieg.

Vorsichtig und leise, als fürchte er Jemanden aus dem Schlummer zu stören, schritt er die Stufen hinauf, aber so leise er auftrat, das Ohr des jungen Mädchens, welches da oben in dem einfachen Vorgarten seine Blumen begoß, mußte sehr scharf sein, denn als Reinhold's Kopf über der obersten Treppenstufe sichtbar ward und seine Augen den Garten bestreichen konnten, sah er Jane mit der Gießkanne in der Hand in demselben stehen, den Kopf lauschend nach der Treppe gewandt, als habe sie den Kommenden schon aus weiter Ferne nahen hören.

„Guten Morgen, Fräulein Jane!“ rief er, den

Hut ziehend, ihr entgegen. „Komme ich auch nicht zu früh? Oder ich störe Sie doch nicht bei der Arbeit?“

Schon während er noch sprach, hatte er sich der Jüdin genähert und ihr freundlich die Hand hingestreckt. Sie that keinen Schritt auf ihn zu, nur ihr blitzendes Auge haftete mit einer Art erwartungsvoller Spannung an seinem Gesicht, und erst als er ihr ganz nahe getreten war, erhob sie langsam ihre Hand und faßte die seine leicht, die ihr mit einem sanften und fast scheuen Druck begegnete.

„Nein,“ erwiderte sie, die Gießkanne bei Seite setzend und langsam mit ihm dem Hause zuwandelnd, „Sie kommen nicht zu früh und meine Gartenarbeit ist bereits gethan. Der lange Regen hat sie mir bedeutend erleichtert und ich habe nur noch einigen Lieblingen ein kleines Labsal gespendet. — So, wollen Sie nicht einen Augenblick in's kühlere Zimmer treten? Es ist warm heute und Sie sind, wie ich sehe, erhitzt.“

Reinhold folgte ihr in den kleinen Saal, dessen Thüren weit offen standen und der wieder so heimisch und friedlich aussah, wie er dem Doctor bei seinem ersten Besuche erschienen war.

„Behalten Sie lieber noch Ihren Hut auf," fuhr sie sogleich fort, „ich möchte nicht, daß Sie sich bei mir erkälten — wie, fehlt Ihnen Etwas — suchen Sie irgend Etwas?"

Reinhold hatte mit der Hand in alle seine Taschen gefaßt und sein Tuch gesucht, um seine heiße Stirn zu trocknen, aber er hatte es entweder verloren oder zu Hause liegen lassen. „Ich suche vergeblich mein Tuch," sagte er, „das begegnet mir nur, wenn ich einmal seiner bedarf, was selten geschieht."

Jane erwiderte nichts, aber leise und fast unmerklich glitt sie nach einer Commode, öffnete sie rasch und nahm ein feines weißes Tuch heraus, das sie mit scheuem Erröthen Reinhold hinreichte, indem sie sagte:

„Da, nehmen Sie dies für heute und trocknen Sie Ihre Stirn; ein andermal aber gehen Sie langsamer, wenn Sie zu mir kommen, damit ich mich Ihretwegen nicht zu ängstigen brauche. Welche bösen Folgen eine Erkältung haben kann, haben Sie neulich bei mir gesehen."

Reinhold lächelte und öffnete das Tuch, womit er sogleich über seine Stirn strich, während er erwi-

derte: „O, ich erkälte mich nicht so leicht. Aber ich danke Ihnen. So, nun hat es schon seine Dienste gethan.“

Jane blickte nach seiner Stirn und nickte dann mit dem Kopf. „Gut,“ sagte sie, „wenn Sie sich nun ein wenig erholt haben, möchte ich mir einen Vorschlag erlauben. Da es heute so warm und windstill ist, können wir uns einmal an meinen Lieblingsplatz unter der großen Pappel an der Elbe begeben. Dort haben Sie noch nicht mit mir gesessen, nicht wahr?“

„Ich habe nur an wenigen Orten mit Ihnen gesessen, Fräulein Jane, aber wo Sie auch mit mir sitzen mögen, ich folge Ihnen gern überall hin.“

„Gut, so kommen Sie; Morgens und Abends ist das Wasser am meisten belebt und ich glaube, wir haben Fluth, da werden viele Schiffe hereinsegeln.“

Bei diesen Worten nahm sie ein über einer Stuhllehne hängendes Tuch und dann ein Körbchen mit Früchten und einigen Tellerchen, Messern und kleinen Servietten, das schon auf dem Tische bereit stand und zu diesem Ausgange versorgt zu sein schien.

„Wollen Sie das Alles allein tragen?“ fragte Reinhold. „Gönnen Sie auch mir einen Theil davon — wenigstens Ihr Tuch lassen Sie mich tragen —“

Dabei nahm er es ihr schon vom Arm und wollte auch nach den Servietten greifen, als sie die Hand darauf legte und sagte:

„Bitte, das ist mein Theil — nehmen Sie das Tuch in Gottes Namen. So, und nun kommen Sie.“

In diesem Augenblick trat Rebecca in den Garten, und als sie den Arzt erblickte, begrüßte sie ihn freundlichst und erbot sich, das Körbchen nach dem bestimmten Orte zu tragen.

„Es ist nicht nöthig, Rebecca,“ sagte Jane, „bleib Du hier und bewache das Haus, dann kann ich die Thüren auflassen, damit die warme Luft hineinströmt. Wir gehen nach der Pappel. Adieu!“

Mit Reinhold Seite an Seite stieg sie jetzt die Treppe nach dem Dorfwege hinab, durchschnitt denselben und erreichte das kleine Plateau, wo unmittelbar hinter der nahe am Flußrand sich erhebenden Balustrade der runde Tisch und eine Bank unter

der weit überhängenden und dicht belaubten Pappel stand.

Hatte Reinhold dieses Plätzchen schon früher für allerliebst gehalten, heute kam es ihm fast paradiesisch in seiner Einsamkeit und Abgeschiedenheit vor. Ringsum auf dem jäh abfallenden Abhang wucherte reichliches Gebüsch, hie und da von einem hochwipfligen Baume überragt, so daß keines Menschen Auge, als höchstens vom Flusse her, den Tisch und die unter der Pappel Sitzenden wahrnehmen konnte. Ueberall herrschte Stille und Frieden, und die Geräusche, die sich allmälig vom Flusse her vernehmen ließen, störten sie nicht, sondern machten die liebliche Ruhe in der nächsten Umgebung nur noch bemerkbarer und gemüthlicher. Denn von Zeit zu Zeit kam mit der Fluth ein großes Schiff mit ausgespannten Segeln vom Meere herein, von dessen Bord begrüßende Stimmen nach dem bekannten Lande flogen. Dann schaufelte mit lauterem Getöse ein Dampfer nach dem andern von der Stadt heran, um Passagiere nach Blankenese und weiter zu bringen. Der eine führte sogar Musik an Bord, die lieblich und weich über das Wasser scholl, da die Leute

eben ein klagendes Schweizerlied hören ließen. Mitunter auch schleppte ein kleiner Steamer ein Segelschiff gegen die anströmende Fluth nach dem Meere hinaus, laut und schwer bei seiner alltäglichen Arbeit ächzend und seufzend. Auch kleine Obstjollen und Ever strichen von Westen und Osten hinauf und hinunter, die einen nach Hause fahrend, die andern von Hause kommend, um dem volkreichen Hamburg und Altona das schöne Obst aus dem Alten Lande zu bringen.

Dies Alles belebte das vor den Augen der Schauenden liegende Bild malerisch und abwechselnd genug, und wollten sie ihre Blicke einmal in die Höhe richten, so sahen sie auch da Bewegung und Leben, denn die schönen Tauben von „Schillings-Lust" flogen mit weit ausgebreiteten Schwingen hinüber und herüber und tummelten sich freudig in der warmen Luft über dem Wasser, bisweilen bei einer Wendung, wenn sie ihre anmuthigen Kreise beschrieben, ihre weißen Fittiche klatschend zusammenschlagend oder ein leises lockendes Girren hören lassend, wenn eine verirrte Möwe ihre Bahn kreuzte oder der in dunklen

Ringeln aufsteigende Qualm der hurtigen Dampfer ihnen die reine Aussicht trübte.

Still und ungewöhnlich leise aber rollte bei der heutigen Windstille die Fluth an den Strand, und nur von Zeit zu Zeit, wenn ein Dampfer das Gewässer mit Macht theilte, thürmten sich höhere Wellen auf und schlugen mit dumpfem Getön über den Kies, der unmittelbar unter der Balustrade lag, welche das Plätzchen unter der Pappel einhägte, wo die beiden stillen Menschen saßen.

Die Bank, welche sie theilen mußten, war nur klein und eng, und als sie sich niederließen, nahm Jane ihre faltigen Kleider zusammen, um ihrem Nachbar einen größeren Platz einzuräumen.

„O," sagte sie dabei, „Sie sitzen hier fast zu eng, und Rebecca hätte uns einen Stuhl herüberbringen können."

„Wenn Sie es in meiner Nähe ertragen mögen, ich ertrage es schon," bemerkte Reinhold mit leisem Lächeln, „und den Stuhl halte ich auch nicht für nöthig. Bitte, lassen Sie Ihr Kleid frei, es belästigt mich nicht."

Bei diesen Worten rückte er noch etwas weiter von ihr fort, bis ihm die Schranke der Bank keinen Raum zur Ausweichung mehr gestattete, und, um gleichsam zu beweisen, daß das Kleid ihn wirklich nicht belästige, ließ er langsam seine Hand auf die ihm nahe liegenden Falten gleiten und hielt sie auf diese Weise fest, so daß Jane sie nicht wieder an sich nehmen konnte. Als er aber dabei wiederholt nach dem schönen Antlitz an seiner Seite blickte, erfaßte ihn dasselbe Gefühl, das er schon heute im ersten Augenblick gehabt, als er Jane's ansichtig geworden war. Er konnte es sich nicht läugnen und er hatte schon im Stillen darüber seine Freude gehabt: so lange Jane seine Patientin, also so lange sie krank gewesen, war der frühere traurige Zug in ihrem Gesicht viel weniger sichtbar geworden. Das körperliche Leiden hatte den Kummer ihres Gemüths in Schranken gehalten oder weniger zum Ausdruck gelangen lassen. Von dem Augenblick an aber, wo die Genesung sichtbar eintrat und vorschritt, stellte sich auch jener klagende Ausdruck in ihren reinen Zügen wieder ein, und gerade heute wollte es den aufmerksamen Beobachter bedün-

ken, als ob der Mitleid erregende Blick des armen Gazellenauges wieder vorhanden wäre und ihn mit jener tief dringenden Wehmuth betrachtete, die schon früher so mächtig und nachhaltig bis auf den Grund seiner Seele gedrungen war.

Während Reinhold diese Bemerkung jetzt wiederholt machte und den wahrgenommenen Ausdruck sich mehr und mehr zu zergliedern versuchte, schwieg er und wandte den Kopf nur von seiner Nachbarin ab und auf die vor ihm liegende Scenerie hin, wenn er zu bemerken glaubte, daß seine Aufmerksamkeit der Ersteren auffällig wurde. Auch Jane war eine Zeit lang still und schweigsam gewesen, nachdem sie das mitgebrachte Körbchen geöffnet und die schönen Früchte auf einem der Teller geordnet hatte. Als aber ihr Nachbar noch immer nicht sprach und eben wieder einen Blick auf ihr seitwärts gewandtes Gesicht gerichtet hatte, sagte sie, ihm ein buntes Tellerchen und ein Messer hinschiebend:

„Wollen Sie nicht von diesen schönen Feigenbirnen eine genießen? Es sind ja Ihre Lieblinge und sie stammen vom Berge oben her. Die guten Mäd-

chen bedenken mich fast zu reichlich mit ihren Gaben und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich ihnen alles Liebe vergelten soll, was sie mir, namentlich in meiner Krankheit, erwiesen haben."

„Darüber brauchen Sie nicht besorgt zu sein," nahm nun endlich Reinhold das Wort auf; „dafür, was Schilling's Ihnen und Anderen Gutes thun, erwarten sie keinen Dank. Sie handeln eben, wie ihre Menschenfreundlichkeit und ihr Wohlwollen gegen Befreundete es ihnen eingiebt, und sie befriedigen damit mehr ihr eigenes Herzensbedürfniß, als das Anderer. — Was aber diese schönen Feigenbirnen betrifft, so will ich auch jetzt recht gern davon genießen, jedoch nur unter einer Bedingung."

„Eine Birne essen — unter einer Bedingung?" sagte sie sinnend, wie zu sich selbst redend. „Und welche wäre denn das?"

„Daß Sie sie mir selbst schälen und mundgerecht machen."

Sie sah ihn mit weit geöffneten Augen, gleichsam verwundert an, dann lächelte sie, wobei ihr bisher trübes Gesicht sich wunderbar aufhellte, wie ein

reizendes Bild, dessen Schönheiten erst durch einen darauf fallenden Sonnenstrahl in's rechte Licht treten.

„Wie?" rief sie, indem sie sich von ihrem Erstaunen noch gar nicht erholen zu können schien. „Ich soll sie Ihnen schälen und mundgerecht machen? Nachdem ich oben im Hause von Allen erfahren — und Sie selbst haben es mir ja mit Ihren eigenen Worten bestätigt, — wie Sie sich dergleichen Speisen am liebsten mit eigenen Händen zurichten, ja, daß Sie so vieles Leckere und Kostbare gar nicht anrühren, wenn Sie nicht wissen, wessen Hand es bereitet hat?"

Reinhold schaute halb verwirrt vor sich nieder und lächelte. „Sie haben Recht," sagte er halblaut, „ich bin einmal ein so eigenthümlich gearteter Mensch und man muß mir meine Grillen schon verzeihen, wie ich auch Anderen die ihren verzeihe. Allein, das kann doch selbstverständlich auf Sie keinen Bezug haben. Von Ihrer Hand genösse ich Alles, ja, lassen Sie es mich gestehen: was Ihre Hand mir bereitet, würde mir unter allen Umständen munden, denn ich

wüßte nicht, welche Hand zierlicher, fleckenloser und schöner wäre als die Ihre."

Jane hatte ein Wort auf der Lippe und warf nur einen hastigen Blick nach der Hand des Arztes, der mit einem der kleinen silbernen Messer spielte, welche auf dem Tische lagen, aber sie sprach das Wort nicht aus und sagte nur nach einer Weile gelassen:

„Wenn Sie diesmal die Wahrheit gesprochen haben, so will ich Ihren Wunsch erfüllen." Und sie nahm eine der feigenartig geformten saftigen Birnen und schälte sie vorsichtig, nachdem sie sie durchschnitten, bei jeder Bewegung bemüht, sie so wenig wie möglich mit den Fingerspitzen zu berühren.

Reinhold schaute ihrem Thun aufmerksam zu, dann sagte er lächelnd: „Bitte, fassen Sie die Frucht etwas herzhafter an — ich sage Ihnen ja — auf Ihre Hand erstreckt sich meine Grille nicht im Mindesten."

Sie lächelte und hatte bald eine Birne vorsichtig geschält, legte sie auf einen Teller und nahm sogleich eine zweite, um das Werk noch einmal zu

beginnen, diesmal aber, wie ihr Nachbar sich ausgedrückt, herzhafter die Frucht fassend und sie dann ebenfalls auf den Teller legend.

„So,“ sagte sie, „das wäre nach Befehl vollbracht. Nun essen Sie.“

„Werden Sie mir keine Gesellschaft dabei leisten?“

Sie nickte und wollte sich selbst eine neue Birne schälen, aber er litt es nicht und bot ihr seinen Teller dar, von dem sie nun zweimal ein Stück nach dem andern nahm und langsam davon aß, wie auch er es that.

Die beiden großen Birnen waren verzehrt und Jane wie Reinhold saßen nun wieder schweigend und nachdenklich da. Endlich sagte Erstere:

„Wünschen Sie noch eine Birne von meiner Hand geschält?“

„Heute nicht, aber ein andermal und, wo wir auch sein mögen, thun Sie immer wie heute, und seien Sie versichert, daß Sie mir damit eine Freude bereiten und einen hohen Genuß gewähren.“

Sie nickte, ohne zu sprechen; dann nahm sie eine kleine Arbeit aus der Tasche und schickte sich an,

zu nähen. Plötzlich wandte sie das strahlende Auge seitwärts auf ihren Nachbar und sagte mit lächelnder Miene:

„Wenn Sie nicht mehr essen, so können Sie ja rauchen. Haben Sie keine Cigaren bei sich?"

„Ich habe jetzt eigentlich kein Bedürfniß danach," erwiderte er ruhig, „und, offen gestanden, bei einem ernsten Gespräch, wie wir es ohne Zweifel führen, rauche ich selten."

„Aber ich habe es so gern, wenn Sie rauchen — bitte, hier sind Feuerhölzchen!" Und sie griff wieder in die Tasche und legte eine silberne Büchse, die kleine Wachskerzen enthielt, dicht vor ihn hin.

„Sie haben an Alles gedacht," sagte er lächelnd, „und jetzt wäre es unartig von mir, wenn ich das Bedürfniß, welches Sie zu erwecken verstanden, nicht befriedigen wollte."

Dabei nahm er eine Cigarre aus seinem Etui, schnitt die Spitze mit dem von ihr hingehaltenen Messer ab und einen Augenblick später wirbelten kleine Rauchwolken empor, die einen herrlichen Duft in der Nähe verbreiteten.

„O, wie gut das riecht,“ sagte sie, langsam mit den zierlichen Fingern nähend. „Ich wundere mich kaum noch über die Leidenschaft so manchen Mannes, sich einem solchen Zeitvertreib hinzugeben.“

Reinhold antwortete nicht, sondern sah, in eine Art stiller Träumerei versunken, den in der Luft sich zertheilenden Rauchwölkchen nach. Bald aber wurde seine Aufmerksamkeit auf den Fluß gelenkt. Eben rauschte ein großer Dampfer vorüber, dessen Deck dicht mit Menschen besetzt war, die anscheinend einem Vergnügungsorte zustrebten. Ihm entgegen kam eine große Schaluppe, mit Matrosen bemannt, die ihre Ruder tactmäßig in das Wasser tauchten und dabei eine anmuthige, lustige Melodie sangen. Ueber ihrem Spiegel flatterte eine französische Flagge und ihren Helmstock hielt ein junger Cadet in der Hand, der sich nicht wenig auf sein leichtes Amt einzubilden schien.

Die beiden Personen schauten dem Dampfer und der Schaluppe, die, nachdem sie sich begegnet, sich rasch wieder von einander trennten, nach, und noch lange nachher schollen die heiteren französischen Klänge des Matrosenliedes über das Wasser herüber. Als

aber Reinhold längere Zeit, als er vielleicht selbst wußte, diesen Klängen lauschte und dabei mit einer gewissen Starrheit über das Wasser blickte, sagte Jane mit ihrer leisen, einschmeichelnden Stimme:

„Sie sind heute so schweigsam, Herr Doctor, und ich hatte gerade geglaubt, die Stille dieses Ortes und sein natürlicher Reiz würden Sie anstacheln, mir recht viel zu erzählen.“

Reinhold schrak bei diesen Worten leicht zusammen und wendete sein irres Auge vom Wasser auf seine Nachbarin zurück. Seine Miene, das sah diese jetzt, war ungewöhnlich ernst geworden und in seinem Auge spiegelte sich eine gewisse Befangenheit ab, als wage er sich nicht recht mit der Sprache heraus.

„Es kommt oft vor, meine liebe Freundin,“ sagte er, — „denn so darf ich Sie ja wohl nennen, nachdem das Schicksal mich zu Ihrem Arzt und Sie zu meiner Patientin gemacht — es kommt oft vor, sage ich, daß man gerade schweigt, wenn man zu viel zu sagen hat. Man weiß dann eben nicht, wo man mit der Rede beginnen soll, die, wenn sie einmal im Lauf, sich dann von selbst fortspinnt.“

„So fangen Sie irgend wo an — die Fortsetzung folgt vielleicht auch heute sehr bald. — Was haben Sie mir zu sagen — ich bin bereit zu hören.“

„O, ich habe Ihnen sehr viel zu sagen und Sie ahnen gewiß kaum, was Sie hören werden. Vielleicht sogar würden Sie erschrecken, wenn Sie Alles auf einmal hören sollten, was ich für Sie gesammelt habe, und ich muß Ihre Nerven noch schonen, da ich weiß, wie leidend Sie waren.“

Jane heftete einen fragenden und verwunderten Blick auf den Sprechenden, dessen Gesicht sich, anscheinend ohne Grund, mit einer dunklen Röthe überzogen hatte, und als sie nun die nächsten Worte sprach, klang auch ihrer Stimme Ton gepreßt und auf ihrem Gesicht malte sich eine gespannte Erwartung ab. „Ich war leidend,“ sagte sie leise, „jetzt bin ich Dank Gottes und Ihrer Hülfe gesund und meine Nerven sind gestählt gegen das, was Sie mir sagen können, mehr vielleicht, als Sie denken.“

„So, meinen Sie? Nun denn,“ fuhr er mit innerem Zagen langsam und feierlich fort, „dann will ich sprechen, wenigstens einen Theil von dem

großen Ganzen, was sich in mir angehäuft, will ich ausschütten, und es soll alles Dunkel zwischen uns schwinden — ja, licht soll es werden und das Geheimniß soll von meiner Brust herunter, das, so klein es ist, mich schon lange in Ihrer Nähe gedrückt und gequält hat.“

„Ein Geheimniß?“ fragte Jane, ihre Arbeit sinken lassend und einen scheuen Blick auf den Mann werfend, der sich so unerwartet ihren Freund genannt.

„Ja, für Sie ist es wahrscheinlich eins. Wissen Sie — o, o, wie schwer mir dies Bekenntniß wird! — wissen Sie wohl, wo ich zum ersten Mal Ihre Bekanntschaft gemacht habe?“

Jane's Gesicht röthete sich auffallend bei diesen Worten, aber sie faßte sich und versuchte so natürlich und unbefangen wie möglich zu sprechen. „Nun,“ sagte sie, mit zitternden Händen ihre Arbeit wieder aufnehmend, „oben vor meiner Wohnung, denke ich, als Sie mit Margarethen an jenem Morgen nach Develgönne hinab gehen wollten.“

„Nein, das war nicht das erste Mal. Ich habe

Sie schon früher wo anders gesehen!" Und er ließ eine Pause eintreten und wandte das erröthete Gesicht voll seiner Nachbarin zu, wobei er die ausgegangene Cigarre vor sich auf den Teller legte.

Jane schien einen peinlichen Augenblick überstehen zu müssen. Sie wagte nicht, seinem offenen Auge zu begegnen und blickte beklommen auf ihre Arbeit, ohne die Nadel zu bewegen. Plötzlich faßte sie sich, versuchte zu lächeln, was ihr nur schwer gelang, und sagte dann fest und laut:

„Wo, wo haben Sie mich zuerst gesehen? Jetzt will ich es wissen. Ich merke schon, man muß bestimmt auftreten, wenn man von Ihnen ein — Geheimniß erfahren will."

Jetzt lächelte Reinhold unbefangen, er hatte seine Ruhe wiedergefunden. „Ich will es Ihnen ehrlich bekennen," sagte er. „Es war in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Altona. Ein jüdischer Musiker, ein Schüler Felix Mendelssohn's, und er soll selbst ein begabter Mann sein, kam zu dem alten Herrn Schilling zu Tisch und wir geriethen in ein Gespräch, welches Ihre Nation, die jüdische Nation, betraf. Ich

— ja, ich will ganz ehrlich sein — ich bezweifelte die Gefühlstiefe des jüdischen Charakters, und er, um mich eines Besseren zu belehren, lud mich ein, am nächsten Tage mit ihm den jüdischen Tempel zu besuchen, wo gerade das Versöhnungsfest gefeiert wurde. Ach, Sie errathen mich schon, ich sehe es. Ja, ich folgte ihm in den Tempel, ich überzeugte mich — das heißt, ich fühlte mich überzeugt, daß er Recht habe und da sah ich unter Anderm auch Sie!"

Jane hatte das Haupt gesenkt und ihr Athem ging schnell und tief. Aber ihre Finger blieben starr in derselben Lage, bis sie plötzlich sie in den Schooß sinken ließ und laut aufseufzte.

„Darf ich fortfahren?" fragte der Arzt sanft, dem die innere Bewegung Jane's nicht entgangen war.

Sie nickte unmerklich.

„Nun denn — jetzt aber seien auch Sie ehrlich — haben Sie mich nicht gesehen?"

Jane warf einen flüchtigen, hastigen Blick auf ihn, doch kehrte er sogleich auf ihre Arbeit zurück, die sie doch gewiß in diesem Augenblick nicht sah. Dann hob sich ihr Busen schnell und sie sagte mit kaum

hörbarer Stimme: „Als ich Sie vor meiner Thür im Garten mit Margarethen stehen sah, glaubte ich Sie schon einmal gesehen zu haben. Jetzt weiß ich es, daß ich mich nicht geirrt. Ja, ja, ich habe Sie auch an jenem Tage im Tempel gesehen.“

„Nun also, dann kann ich ja in der Eröffnung meines Geheimnisses fortfahren, denn es ist noch lange nicht zu Ende. Also ich sah Sie — so lange wie es mir vergönnt war — und Ihre Erscheinung, der Ausdruck Ihres Gesichts, der unbeschreibbare Blick Ihres Auges wirkte mächtig auf mich, viel mächtiger, als je eines Menschen Gesicht und Auge auf mich gewirkt. Ich wollte wissen, wer Sie wären und fragte meinen Begleiter danach. Er wußte es selbst nicht und fragte Andere, Viele. Aber Niemand wußte es. Aber ich — ich wollte wissen, wer Sie wären, wo Sie ein Obdach gefunden, und so wartete ich auf Ihren Austritt aus dem Tempel. Sie kamen auch heraus, aber Sie verschwanden mir in der Menge wie ein Schatten, den man nur einmal sieht und auf ewig verloren geben muß. Doch ich — ich gab Sie noch nicht verloren. Ich gab mich also an's Suchen. Ich lief

Tage lang Straßen auf, Straßen ab. Ich durchforschte alle Fenster, alle Thüren, auf alle vorüberfahrenden und gehenden Menschen richtete ich meinen Blick. Ich ging auch noch einmal in den Tempel, am Laubhüttenfeste — aber Ihr Platz war von einer Anderen besetzt, die mir gleichgültig war. Nun denn, das betrübte mich sehr, mehr, als ich es sagen kann, und in dieser Stimmung blieb ich viele Tage, bis ich hierher kam, immer an Sie denkend, und Sie nirgends findend. Das Uebrige wissen Sie — aber nein, Eins wissen Sie noch nicht, und auch das sollen Sie hören. Margarethe war also das Mittel, welches mich vor Ihre Thür brachte, und nun will ich Ihnen sagen, was Sie noch nicht wissen. Als ich Sie so unerwartet vor mir sah und in diesem unerwarteten und stets gewünschten Begegnen eines unbekannten Schicksals Walten erkennen mußte, das mich gerade in jenes Haus oben und dadurch zu Ihnen geführt, da ging ein wunderbarer Glanz in meinem Innern auf und meine schwache Menschenbrust war wie von einem großen himmlischen Stern erfüllt. Meine Freude, Sie endlich wiedergefunden zu haben, Sie so nahe bei

mir zu wissen und die Gewißheit zu haben, Sie nun öfter zu sehen, Sie sprechen zu dürfen, vielleicht Ihnen als Freund näher zu treten — war groß und das Alles erfüllte mich mit einem unaussprechlichen Wohlbehagen. Da aber kam wiederum unerwartet etwas Schreckliches und die Freude ward nur zu bald in das Gegentheil verkehrt. Sie erkrankten plötzlich und — jetzt kann ich es Ihnen sagen, — Sie erkrankten schwer.

Meine Erfahrung als Arzt stand mir freilich hülfreich zur Seite, aber meine Theilnahme für Sie, die ich Ihnen offen darlege, erschütterte meine Hoffnung, Sie genesen zu sehen. So weit aber kann ich Ihnen nur meine Empfindungen entwickeln — für heute — denn die Empfindung zu schildern, als mir der Gedanke kam, Sie könnten Ihrer Krankheit erliegen, das vermag ich nicht, es ist mir wenigstens in diesem Augenblick unmöglich."

Er hatte zuletzt hastig und immer leiser gesprochen, und als er nun fertig war, athmete er tief auf, als habe er eine schwere Last von seiner Seele gewälzt. Während er sprach, hatte er Jane nicht an-

geblickt, jetzt erst wagte er das Auge zu ihr zu erheben. Aber da sollte er eine neue unerwartete Empfindung kennen lernen.

Jane war seltsam bleich geworden. Ihre Hände ruhten in ihrem Schooße und ihre Augen ruhten fast starr auf ihren Händen. Ihr Busen hob und senkte sich schwer — das war die einzige Bewegung, die an ihr wahrzunehmen war.

Längere Zeit, mit immer zunehmendem Staunen, das fast in Erschrecken überging, schaute der von seiner Erzählung warm gewordene Arzt auf sie hin; endlich aber raffte er sich gewaltsam zusammen, und als wolle er den Bann brechen, der in diesem unheimlichen Schweigen lag, sagte er dumpf und tonlos:

„Haben Sie mir kein Wort auf dieses mein offenes Geständniß zu erwidern?“

Jane schüttelte mit einer Wehmuth ohne Gleichen den Kopf, dann sagte sie mit kurz hervorgestoßenen Sylben: „Nein, nein — kein Wort! — Fragen Sie mich auch nicht — ich bitte dringend darum.—“

Reinhold erschrak immer mehr. Plötzlich wandte er sich näher zu ihr hin, faßte ihre ihm zunächst lie-

gende linke Hand und rief: „Sind Sie mir böse, Jane?“

Da hob sich ihr Auge leuchtend gegen ihn auf. Sie schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf und sagte ruhig und gefaßt, indem sie auch ihre rechte Hand einen Augenblick auf seine Hand legte:

„Nein, ich bin Ihnen nicht böse — wie könnte ich.“

„Und ist das Schicksal, das uns auf so merkwürdige Weise wieder zusammengeführt, nicht wunderbar?“

„Ja, es ist wunderbar!“

„Und freuen Sie sich nicht darüber, daß ich so glücklich war, Sie wiederzufinden?“

„Ich darf mich nicht freuen.“

„Auch nicht, daß ich so glücklich war?“

Sie schwieg, dann sagte sie mit sichtbarer Mühe: „Ich will es versuchen.“

„Auch nicht darüber freuen Sie sich, daß ich Ihr Arzt wurde?“ fragte er mit lebhafterem Drängen.

Da leuchtete ihr Auge noch höher auf, eine Thräne blinkte wie ein Diamant darin und sie sagte leise, so leise, daß er es kaum hören konnte:

„Dafür bin ich meinem Schöpfer dankbar, dankbarer, als ich es Ihnen sagen kann — und darf.“

Damit will ich mich für jetzt begnügen, ja, ich will es.“

Zwölftes Capitel.

Nach einer langen Pause, die Keines von ihnen zu unterbrechen den Muth zu haben schien, hob Jane, als sie sah, daß Reinhold keine weiteren Fragen stellte, mit einigermaßen erleichtertem Herzen den Kopf in die Höhe und sagte mit halb erzwungener unbefangener Miene:

„Da Sie mir einmal gesagt haben, daß Sie an jenem Tage im jüdischen Tempel waren, so können Sie mir auch den Eindruck schildern, den unser eigenthümlicher Gottesdienst auf Sie gemacht hat. Nicht wahr, Sie haben, da Sie zum ersten Mal demselben beiwohnten, etwas ganz Anderes darin gefunden, als Sie erwarteten?"

„Das will ich nicht sagen, obwohl ich allerdings Alles anders fand, als ich es mir gedacht. Wenn

ich ganz aufrichtig sein soll, so muß ich sagen, daß mir das Ganze fremd und neu, Einiges ermüdend und die Andacht störend, Anderes dagegen wunderbar schön und erhebend erschien. Ermüdend und meine Andacht störend für mich waren namentlich die langen hebräischen Gebete, die mir, da ich kein Hebräisch verstehe, ganz unzugänglich blieben und noch dazu durch den monotonen gesangartigen Vortrag des Vorbeters, dessen schöne kraftvolle und weiche Stimme ich allerdings bewunderte, etwas den Geist Abspannendes, das Gemüth Erkältendes in ihrem Gefolge hatten. — Ein Anderes dagegen hat mir außerordentlich wohlgethan."

Jane hatte, als er der langen hebräischen Gebete gedachte, leise mit dem Kopfe genickt, als er jetzt aber schwieg, sagte sie:

„Ich weiß, was Ihnen wohlgethan. Es war der schöne Chorgesang, von den Knaben so meisterhaft ausgeführt, nicht?"

„Ja, ohne allen Zweifel. Wir Christen haben in manchen Kirchen größerer Städte zwar auch ein gutes Orgelspiel, einen erhebenden liturgischen Chor-

gesang, allein ein so eigenthümliches Gepräge, wie der in Ihrem Tempel es trug, hat der unsrige nicht und so übte er eine wunderbare Wirkung auf mich aus. Verschiedene Male war ich sogar bis zu Thränen gerührt; meine ganze Seele öffnete sich den herrlichen Tönen, und da auch die Worte, die so schön gesungen wurden, vortrefflich waren, der Inhalt des Gesanges also mit dem Vortrag desselben in Einklang stand, so ward ich ganz davon hingerissen und im tiefsten Herzen bewegt. Ein Lied war sogar so schön, daß ich es mir noch im Tempel abschrieb, um es zum ewigen Andenken an jene Stunde zu bewahren."

„Was war das für ein Lied?"

Reinhold zog sein Notizbuch hervor, schlug es auf und reichte es seiner Nachbarin hin. „Da," sagte er, „lesen Sie selbst."

Jane nahm das kleine Buch in die Hand und las das ganze Lied aufmerksam durch. Sie hielt dabei ihr Gesicht dem Doctor zugewandt und dieser hing mit einer an Bezauberung gränzenden Starrheit an dem Ausdruck desselben. Nein, eine solche Fülle von Lieblichkeit, Sanftmuth und Hingebung, die in

diesem Augenblick um so auffälliger zu Tage traten, als alle Trauer, alle gemüthliche Erregung daraus entwichen war, hatte er noch nie auf einem menschlichen Antlitz gesehen. Wie sie die Augen mit den langen dunklen Wimpern gesenkt hielt, wie ein seliges andachtsvolles Lächeln um ihre Lippen spielte, wie die bleiche Wange allmälig sich mit einem rosigen Schimmer übergoß — er konnte es nicht genug betrachten und bewundern, und wie gefesselt blieben seine Blicke an dem lieblichen Wesen haften, bis sie das Lied zu Ende gelesen hatte.

Aber auch da schlug sie die Augen noch nicht auf, sondern kehrte damit noch einmal nach einer Stelle zurück, auf der sie schon vorher länger geweilt hatte.

„Ich lese noch einmal die dritte Strophe,“ sagte sie, ohne aufzublicken; — „warum sind die Verse derselben sämmtlich unterstrichen?“

„Weil sie mich in jener Stunde am tiefsten ergriffen, denn sie paßten zu meiner damaligen Stimmung, wie sie überhaupt auf mein ganzes Leben und meine Empfindung passen.“

Jetzt erst erhob Jane die Augen und blickte ihn groß und mit einer unbeschreiblichen Verwunderung an.

„Wie,“ sagte sie leise, „wäre das möglich? Sind Sie denn, können Sie denn so unglücklich sein, wie ich es glauben muß, wenn Sie mir sagen, daß diese Verse auf Ihre Empfindung und Ihr ganzes Leben passen?“

Reinhold nickte unmerklich, dann sagte er leise und mit zitternder Stimme: „Lesen Sie mir die dritte Strophe noch einmal laut vor, dann will ich Ihnen eine Antwort auf Ihre Frage geben.“

Jane hob das Buch, welches sie auf ihren Schooß gelegt, wieder empor, suchte die Stelle auf und las mit tief bewegter Stimme laut:

„Seele, was betrübst Du Dich?
„Was ist Dir so bang in mir?
„Hat Dich Alles denn verlassen?
„Stehst Du denn so ganz allein?
„Kannst Du Nichts mit Lieb' umfassen,
„Nennst Du Nichts auf Erden Dein?“
„Gott bleibt Dir
„Für und für!
„Seele, Seele, zage nicht!
„Fest und treu
„Gott Dich weih!“

Sie hatte zu Ende gelesen und eine Thräne schimmerte wie ein fleckenloser Diamant in ihrem Auge. Sie sah Reinhold an, mit ihrem weichen Blick in seiner Seele forschend, aber sie sprach kein Wort dabei.

„Ja,“ sagte nun Reinhold endlich mit noch immer bebender Stimme, „die Worte, die Sie gelesen, klingen mir noch heute so schön, wie sie mir damals klangen, leider aber sind sie auch eben so wahr in Bezug auf meine Empfindung und meine einsame Stellung im Leben.“

„Wie,“ rief Jane, die Hände zusammenschlagend und mit ihren schönen Augen wie verklärt zum leicht bewölkten Himmel aufblickend, „das sagen Sie, das können Sie sagen? Sie, dem die ganze Welt und alle ihre Freudenthüren offen stehen? O mein Gott, was soll dann ich sagen, der die ganze Welt und jede Wonne darin verschlossen ist? O nein, o nein, Sie können, Sie dürfen nicht so unglücklich sein!“

„Und doch, und doch täuschen Sie sich in mir. Ich war nicht allein von Jugend an so unglücklich, sondern ich bin es, — wenn mich nicht bald ein gütiges Geschick begünstigt — noch jetzt.“

Jane's Augen richteten sich starr auf ihn und nisteten sich mit einer Art unaussprechlichen Zweifels in seinen Augen fest, als wollte sie die Bejahung der eben gehörten, unglaublichen Worte darin lesen. „Nein, nein," rief sie mit unsäglicher Innigkeit, „ich glaube Ihnen Alles, aber das kann ich nicht glauben. Es ist nicht möglich nach dem Eindruck, den Sie auf mich gemacht. Sie, ein Mann in den blühendsten, kräftigsten Jahren, mit so vielen Kenntnissen ausgerüstet, mit so vielem Geist begabt — Sie, Sie sollten so unglücklich sein?"

Reinhold lächelte fast wehmüthig und schüttelte verwunderungsvoll den Kopf. „Sie vergessen," sagte er ruhig, „daß alle Kenntnisse der Welt, wenn sie ein Mensch besitzen, daß aller Geist, wenn ihn ein Mensch in sich fassen könnte, bei Weitem nicht ausreichen, diesen Menschen glücklich zu machen, wenn alle übrigen Bedingungen zum Glück, zum wahren Lebensglück ihm fehlen. Denn dies wahre Lebensglück, wie ich es betrachte, ist kein Glück von außen her — es muß hier, hier in unserm Herzen wohnen und nisten, und wo dies Herz leer und todt und öde ist —

da kann der Mensch, der es sein nennt, auch nicht glücklich sein."

Jane senkte ihr Auge und schaute betrübt vor sich nieder — die letzten Worte schienen ihren Zweifel an der Wahrheit des eben Gesprochenen beseitigt zu haben. „Ach ja," flüsterte sie mit einem langen Seufzer, „vielleicht mögen Sie doch Recht haben. Aber ist es denn möglich, daß Sie im Leben schon so viel Unglück gehabt haben? Darf ich darüber nichts Näheres hören?"

„Mein Schicksal, das heißt, mein einfacher Lebenslauf, wird Sie nur wenig interessiren."

„Und doch möchte ich ihn wohl kennen lernen," flüsterte eine sanfte Stimme neben ihm.

„Er läßt sich eigentlich mit wenigen Worten berichten."

„So lassen Sie mich diese wenigen Worte hören."

„Sie wollen es, gut! Ich, der ich Ihnen so voller Berechtigung scheine, glücklich zu sein, ich bin es nie gewesen und ich bin es auch jetzt noch nicht. Ich habe von jeher allein auf der großen, menschenreichen Welt gestanden. Kein Herz hat an dem mei-

nen geschlagen und kein Herz schlägt an dem meinen, keine Seele legt sich an meine Seele, mit der ich die meine verschmelzen möchte — und diese Einsamkeit, dieses Alleinsein in dem großen, lauten, vollen Leben kann ein großer Schmerz, also ein großes Unglück sein, um so größer, wenn man — die heiße Sehnsucht, das brennendste Verlangen hat — nicht mehr allein zu sein."

Während er diese Worte mit niedergeschlagenen Augen sprach, bemerkte er nicht, daß Jane ihm ihr schmerzerfülltes Angesicht zugewandt hatte und nun mit einer noch glänzenderen Thräne in dem schönen Auge theilnahmsvoll an seinem erregten Gesichte hing. Plötzlich bewegte sich unwillkürlich ihre linke Hand zu der seinen hin. Er faßte sie rasch, ließ sie aber gleich wieder los, da sie die ihre sanft, doch nachdrücklich von ihm zurückzog. Gleich darauf aber sagte sie mit bittender Stimme, in der ein eigenthümlicher Schmelz lag, so daß sie ihm unwiderstehlich erschien:

„Bitte, bitte, lieber Freund — so darf ich Sie ja wohl auch nennen, da Sie mich Ihre Freundin genannt haben — lassen Sie mich rasch, recht rasch,

wenn auch nur mit wenigen Worten Ihre Lebensgeschichte hören."

Reinhold nickte beistimmend und sprach dann: „Ich bin von unbemittelten Eltern geboren. Von ihnen konnte ich keine Erziehung erhalten, denn sie wurden mir schon entrissen, als ich ein vierjähriges Kind war. Von dieser Zeit an mußte ich bis zu meiner Mündigkeit mit Entbehrungen aller Art kämpfen. Fremde Leute erzogen mich und nur wenige warme Herzen begegneten mir auf meinem Lebensgange. So rang ich hart und schwer von Jugend an mit den Feinden menschlicher Freude und menschlichen Glücks. Ich war und blieb ein einsamer Pilger auf Erden, der immer vergeblich sich nach dem gelobten Lande der Ruhe und Behaglichkeit sehnte. Nur in der Arbeit, der angestrengtesten, selbstgewählten Arbeit fand ich Beruhigung und Trost, nur die Nahrung meines Geistes bot mir das einzige Labsal in meinem einförmigen und oft sehr traurigen Dasein. Aber dennoch, unter allen Entbehrungen und Nöthen wuchs ich geistig und körperlich heran. Ich rang und rang ohne Unterlaß und mit diesem Ringen erwarb ich mir

das Nothwendige zu einer selbstständigen Stellung. So kam ich endlich in die Lage, in der ich mich jetzt befinde und mit der ich in so weit zufrieden bin, als sie mich kleidet und nährt und mir vor allen Dingen die Achtung der Welt gewährt. Sie wissen ja, wer und was ich bin und welche Stellung ich in der menschlichen Gesellschaft einnehme. Aber mit dem Geist, dem Wissen und Können sind wir nur zum Theil gegen die Angriffe des Lebens gerüstet; die tägliche Nothdurft befriedigen, heißt noch lange nicht glücklich sein. Dem Menschen ward auch ein warmes Herz gegeben und dieses Herz mit einem heiligen Sehnen und Trachten nach einem gleichgestimmten Herzen erfüllt. Aber ach! ich hatte keine Eltern, keine Geschwister, keine Verwandte, die mein Herz besänftigt und erquickt hätten, wenn es von Sehnsucht und Verlangen überquoll — fragt da jenes Lied also nicht mit Recht, wenn es mit Engelsstimmen zu mir spricht:

„Hat Dich Alles denn verlassen?
„Stehst Du denn so ganz allein?
„Kannst Du Nichts mit Lieb' umfassen,
„Nennst Du Nichts auf Erden Dein?

Sprach es damit nicht nicht meine ganze Empfindung,

mein Schicksal aus? O ja, und Sie werden es gewiß nicht läugnen wollen und können. Und nun sagen Sie, mußte ich mich nicht von diesen einfachen Worten getroffen fühlen, so daß ich in Rührung versank und mich von diesem Augenblick an mit noch heißerem Sehnen nach einem empfindenden Herzen umschaute, das mich verstand und —"

Bei diesen Worten legte sich Jane's Hand leise auf seinen Arm, als wollte sie seinen ferneren Erguß hemmen. Wenn das in ihrer Absicht lag, so erreichte sie es vollkommen. Reinhold schwieg auf der Stelle und blickte fragend in ihr tief geröthetes Antlitz, aus dem eine seltsame innere Erregung sprach.

„Seien Sie nicht zu trostlos!" sagte sie plötzlich, während sie, aus längerem Nachdenken auffahrend, sich selbst Gewalt anzuthun schien. „Das thut mir zu weh, ich kann Sie nicht so sehen. Nein, nein, Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß einst auch für Sie bessere Zeiten kommen. O —" und sie legte ihre Hand auf die heiße Stirn — „da fällt mir eben ein guter Gedanke ein. Geben Sie

her — es giebt auch andere ermuthigendere Verse, die eben so wahr sind — wie jene."

Und sie nahm ihm rasch den Bleistift ab, welchen er noch in der Hand hielt, schlug ein reines Blatt in dem noch vor ihr liegenden Notizbuch auf und schrieb mit flüchtigen Zügen, so daß der Stift kaum ihren Gedanken folgen konnte, die Zeilen:

„Laß nur nie die Hoffnung sinken;
„Wenn auch Alles Dich verläßt,
„Mußt aus ihrem Quell Du trinken,
„Halten stets an ihr Dich fest.

„Wenn Du wähnst, daß Dich verlassen
„Schon auf ewig alles Glück —
„Suche still Dich nur zu fassen,
„Und es kehrt zu Dir zurück.

„Wenn Du glaubst, daß Deine Sonne
„Ewig eingehüllt die Nacht,
„Strahlt sie bald mit neuer Wonne,
„Und dann doppelt hell sie lacht.

Vielleicht wäre die Wirkung dieser einfachen Worte, die Reinhold, dicht an die Seite der Schreibenden gerückt, las, noch während sie aus dem Blei-

stift flossen, keine so bedeutende gewesen, wäre ihnen nicht auf dem Fuße ein äußeres Zeichen gefolgt, welches sie augenblicklich zu bestätigen schien. Denn in demselben Moment, als Jane die Worte schrieb:

„Strahlt sie bald mit neuer Wonne,
„Und dann doppelt hell sie lacht,

brach die Sonne, die den ganzen Morgen hinter leichtem Gewölk verschleiert gewesen, klar aus dem Wolkengefieder hervor und übergoß das ganze vor den Sitzenden liegende Land, das rauschende Wasser, und Alles, was darauf lebte und webte, mit ihrem goldensten, reinsten Strahl.

Kaum aber hatte sich die grüne Erde, der blaue Fluß, die dämmernde Ferne in diesem wunderbaren, und, da er so unerwartet kam, fast bezaubernden Lichtquell gebadet, so schaute Reinhold wie ein von einer höheren Erscheinung Entzückter auf, und von diesem berauschenden Augenblicke an war sein ferneres Geschick für alle Zeiten entschieden. In seinem übervollen Innern schäumte es wie eine stürmische und doch Segen bringende Woge auf; in seinem Herzen pochte und klopfte es mit einer ihm ganz neuen, kaum

bezähmbaren Allgewalt, und seine ganze Seele fluthete ungestüm der neben ihm still, fast demüthig sitzenden Gestalt zu. Hätte er seinem aufquellenden Gefühl folgen wollen, so hätte er die Arme geöffnet und die den Sturm in ihm nicht Ahnende an sich gerissen und ihr seine ganze Seele mit allen ihren Wonnen und Qualen ausgeschüttet, die er vom ersten Augenblick unbewußt empfunden, als er ihrer ansichtig geworden war. Aber er gab diesem ersten aufbrausenden Gefühle keine Folge, er beherrschte sich männlich, denn es war Etwas in dem forschend auf ihn gerichteten Gesicht, in der ruhigen, erwartungsvollen Haltung Jane's, was ihn mit einer an Ehrfurcht gränzenden Empfindung erfüllte.

Während er aber noch mit sich im Stillen kämpfte und stritt, und während seine Nachbarin die an ihm bemerkliche Aufregung nur für eine Folge eines gedankenvollen Sinnens hielt, hatte diese schon wieder das kleine Notizbuch zur Hand genommen, ein neues reines Blatt aufgeschlagen und schrieb, viel ruhiger als vorher und mit anscheinend tieferer Ueberlegung, folgende Verse:

„Mir geht es noch viel trauriger als Dir —
„Dir leuchten doch noch Sterne hell dort oben.
„Dir blüht die Hoffnung noch auf Erden hier,
„Für Dich sorgt noch ein guter Vater droben.
„Ach, aber ich, wer sorgt für mich hienieden?
„Mir ward kein Segen, groß wie Dir, beschieden.

„Auf mich senkt sich die ganze Schicksalsmacht
„Mit schwerer Wucht — ich kann es kaum ertragen —
„Und was mein Leid fast unerträglich macht:
„Ich kann es Niemandem mit Worten klagen.
„Ich kann nur weinen, bangen — hoffen nicht,
„Mir leuchtet keines Vaters Himmelslicht.

„Was schreiben Sie da?" fragte Reinhold mit bebender Stimme, während es ihm vor den Augen flimmerte, so daß er die kleinen Buchstaben nicht alle gleich entziffern konnte.

Jane schaute ruhig und klar zu ihm empor und alle Erregung war dabei aus ihrem sprechenden Gesicht geschwunden. Aber allmälig stellte sich jener traurige Zug um ihre Augen wieder ein, und nie so klagend und um Mitleid flehend wie jetzt, blickte den gespannt sie Betrachtenden die arme, auf den Tod verwundete Gazelle daraus an.

„Ach," sagte sie, mit unnachahmlicher Anmuth den Kopf vor sich niederbeugend, „ich vergleiche nur mein Schicksal mit dem Ihrigen. Da, lesen Sie. Ich bin freilich nicht in der Dichtkunst, zumal der deutschen, so bewandert, wie Sie in der Wissenschaft, aber das kann ich verbürgen: Wahrheit ist in diesen Worten enthalten, so wahr jetzt die Sonne da wirklich über Ihnen lacht."

„Lacht sie denn nicht auch über Ihnen?" fragte Reinhold, langsam die Hand nach dem Buche ausstreckend.

Sie schüttelte mit einer Wehmuth ohne Gleichen den Kopf und sagte leise, wie zu sich selbst sprechend: „Meine Sonne ist untergegangen — für immer — dort hinter jenem Meere — und für mich giebt es keinen rosigen Tag mehr, wie für Sie. Doch — lesen Sie!"

Reinhold fuhr sich mit der Linken über die noch immer flimmernden Augen, nahm mit der Rechten das ihm hingeschobene Buch und las die beiden Strophen langsam und mit Bedacht laut vor.

Als er ausgesprochen, heftete er sein Auge auf Jane, die seitwärts von ihm fort nach dem Wasser

sah. Bei dieser Haltung des Kopfes konnte er von ihrem Auge nur die lichtbraune Pupille sehen und dann — das hatte er schon früher bemerkt, wenn sie in dem Krankenstübchen von ihm fort aus dem Fenster sah — dann trat der einzige Zug hervor, der ihn erinnerte, daß Jane von jenem orientalischen Volke abstammte, das seit Jahrtausenden ein so unstätes Leben geführt und doch noch unverkürzt die Spuren seines Ursprungs in dem Antlitz seiner Söhne und Töchter bewahrt hatte. Aber dieser jüdische Zug in dem Auge und dem strahlenden Licht derselben war ein wunderbar schöner Zug. Das Feuer des Morgenlandes, die Gluth der mittäglichen Sonne, der Glanz eines unbekannten, ewig gesuchten und nie gefundenen Eden leuchtete und flackerte darin, und in Jane, der traurigen, klagenden Tochter ihres Volkes, trat es nur in gedämpftem Schimmer hervor und erhellte ihr übriges Gesicht wie zwei bedeutungsvolle, vielsagende Sterne, die ihr Licht nicht von außen, sondern von einem tief inneren heiligen Quell empfingen, der nie versiegt, so lange das rosige Blut in den pochenden Adern rollt und strömt.

„Ach," seufzte Reinhold leise auf, „wenn Sie doch auch einmal so aufrichtig gegen mich sein wollten, wie ich es gegen Sie gewesen bin! Ich habe Ihnen mit wenigen einfachen Worten mein Schicksal enthüllt — fühlen Sie sich dadurch nicht veranlaßt, mir auch das Ihrige aufzuschließen?"

„Still!" sagte Jane mit edler Ruhe und unbeugsamem Ernst, „heute noch nicht. Wir sind zwar auf dem besten Wege, vertraute Freunde zu werden, so weit wir es in unserer eigenthümlichen Lage werden können, aber noch sind wir nicht so weit. Bevor Sie — vielleicht, sage ich — erfahren dürfen, was noch nie ein Mensch von mir und über mich erfahren hat, muß noch manches Wort zwischen uns gewechselt werden und Sie müssen mir erst noch heilsameren Trost sprechen, als Sie bis jetzt gesprochen haben. Denn ich — ich bedarf eines edlen und warmherzigen Menschen Trost mehr, als Sie sich vorstellen können. O, und ich höre Sie so gern reden, ich kann so Vieles von Ihnen lernen, und ich lerne so gern. Sie sollen mich unterrichten. Ich bin in vielen Dingen unerfahren, bin voller Zweifel und Bedenken. So

viel aber habe ich von Ihnen schon gelernt, daß ich weiß: wenn irgend Jemand mich verstehen, mich leiten, mich auf den richtigen Weg der Erkenntniß, des Glaubens, des Verständnisses himmlischen und irdischen Lebens bringen kann, so sind Sie es. Das mag Ihnen für heute genug sein. Aber still — es kommt Jemand die Treppe herauf —"

Reinhold, mehr entflammt, als er selber wußte, mehr aufgeregt und gespannt, als er sich gestehen mochte, hob den Kopf fast erschrocken in die Höhe, und in dem Augenblick, als er und Jane Margarethen unbefangen und heiter, wie sie es immer war, unter den Schatten der alten Pappel treten sahen, durchzuckte Beide, wie ein elektrischer Strahl, der Gedanke, das Bewußtsein, daß es für sie noch eine Schranke in der Welt gab und daß ihnen diese Schranke von jetzt an durch die Gegenwart eines Dritten auferlegt ward, mochte er sein, wer er wollte, und ohne daß sie es sich gesagt, wußten sie, daß von nun an etwas Geheimnißvolles zwischen ihnen walte und daß sie nur von wichtigen und sie selbst betreffenden Dingen reden konnten, wenn sie allein und ungestört waren.

Ob diese Entdeckung, die so plötzlich in ihr Bewußtsein trat, eine angenehme war, oder ob sie ihnen für die Zukunft manchen bitteren Augenblick bereiten würde, das sollte ihnen schon zum ersten Mal an diesem Abend klar werden, an diesem Abend, der einem Tage folgte, der für sie Beide von unbestreitbarer Wichtigkeit war und von dem an ihr ganzes ferneres Leben eine Gestaltung annahm, die weder der bisher so ruhige Reinhold, noch die arme gequälte Jane hatte ahnen können.

Dreizehntes Capitel.

Ja, es war Margarethe, die zu ihnen an den Tisch unter den Schatten der alten Pappel trat und in ihrer Unbefangenheit nicht im Geringsten merkte, wie störend sie in diesem Augenblick in den Entwickelungsgang der Empfindungen dieser beiden Menschen eingriff. Sie war früher aus der Stadt zurückgekehrt, als sie oder irgend ein Anderer es vermuthet hatte, und da sie allein den Uebrigen vorausgekommen war und den guten Doctor nicht zu Hause fand, so vermuthete sie ihn ganz richtig noch bei Jane zu treffen, und so trat sie den Weg nach dem kleinen Hause an, wo sie von Rebecca erfuhr, daß ihre Herrin mit dem Herrn Doctor unter der Pappel sitze.

Nachdem sie die Beiden begrüßt und ihre Freude geäußert, daß sie sie noch beisammen gefunden, er-

zählte sie ihnen von dem kurzen Gratulationsbesuch in der Stadt, und daß ihr Vater daselbst eine fremde Familie getroffen, die ihnen auf ihrer diesjährigen Reise begegnet war, die sich aber nur einen Tag in Altona aufhalten würde.

„Und nun habe ich eine Bitte, liebe Jane,“ fügte sie schließlich hinzu, „und darum bin ich in der Sonnenhitze sogleich zu Ihnen herunter gekommen. Sie dürfen sie mir also nicht abschlagen. Die fremde Familie, aus einer Mutter und zwei erwachsenen Töchtern bestehend, wird heute Abend bei uns den Thee trinken. Dabei müssen Sie uns nun Gesellschaft leisten. Ich weiß wohl, Sie gehen nicht gern unter Menschen, die Ihnen fremd sind, aber diesmal, da wir auf keine weitere Hülfe in der Unterhaltung zu rechnen haben und eigentlich auch lieber unter uns bleiben wollen, müssen Sie schon ein Uebriges thun. Nicht wahr, ich darf auf Ihre Beistimmung rechnen? O, lieber Doctor, sie schüttelt schon wieder verneinend den Kopf — nun zeigen Sie, was Sie vermögen — reden Sie ihr zu, wenn meine Bitte nichts fruchtet.“

Jane erhob bei diesen Worten den Kopf und richtete ihr strahlendes Auge mit einem fragenden Ausdruck auf Reinhold. Dieser besann sich keinen Augenblick, nickte ihr ermunternd zu und sagte:

„Ich glaube nicht, daß mein Zureden noch nöthig sein wird. Meiner Meinung nach ist es natürlich, daß Fräulein Jane Ihrer Einladung folgt — warum sollte sie lieber zu Hause allein sein, da sie oben bei uns Unterhaltung und Abwechselung findet?“

Jane blickte zu Boden und lächelte zweifelhaft.

„O, also Sie kommen?“ rief Margarethe freudig. „Ach, das ist gut, das ist herrlich. Nun freue ich mich auch auf den Abend!“

„Ich werde kommen,“ sagte Jane leise — „um welche Zeit, wenn ich fragen darf?“

„Das steht ganz bei Ihnen, liebe Jane; je eher Sie kommen, um so lieber wird es uns sein.“ —

Bald nach diesen Worten stieg Doctor Strahl mit der Tochter seines Wirthes nach der Höhe empor, und um sechs Uhr Abends folgte ihnen mit leisem, leichtem Schritt eine dunkle Gestalt, die kein Gesicht zeigte, das sich auf eine Gesellschaft und die Unter-

haltung darin zu freuen schien. Wenn sie eine Vorahnung von dem Ausfall derselben gehabt, so sollte diese sie nicht getäuscht haben, denn drückender, peinlicher war ihr nie ein Abend verstrichen, so viele Mühe sich auch der Hausherr und seine Töchter gaben, das Gespräch zu beleben und die Unterhaltung der Anwesenden in flüssigen Gang zu bringen.

Und seltsam! Der, auf den man dabei am meisten gerechnet, er war fast der Stillste und Einsylbigste von Allen. Er schien mit seinen Gedanken weit abwesend zu sein. Selbst seine Ohren waren verschlossen, denn oft mußte die muntere Bertha ihm zwei oder dreimal Dasselbe wiederholen, ehe er begriff, was sie wollte. Er saß nur auf seinem gewöhnlichen Platz neben Jane, spielte mit ihrer Scheere, aß die ihm von ihr geschälten Früchte und warf, nur von ihr vielleicht allein verstandene Blicke in die weite Ferne, die ihm heute Abend nicht von der doppelt lachenden Sonne bestrahlt war, wie sie seinen Morgen so freundlich erleuchtet hatte.

So verging der lange Abend in ziemlich eintöniger Weise, und Einige der Anwesenden, wenn

nicht Alle, hatten wieder die Erfahrung gemacht, daß die Stunden, auf die man sich am meisten freut, nicht immer die angenehmsten und heitersten sind.

Erst als um zehn Uhr Doctor Strahl Jane vor der Hausthür den Arm bot, um sie nach ihrem kleinen Hause zu führen, wie das erste Mal — o, welche Ewigkeit lag schon zwischen Damals und Jetzt, und was hatten diese beiden Menschen in diesen wenigen Tagen innerlich erlebt — erst da athmeten Beide tief und fast gewaltsam auf, indem sie ihre Augen froh zu den Sternen erhoben, als wollten sie ihnen danken, daß sie ihnen wieder in aller Stille leuchteten.

„Ich habe es vorher gewußt," flüsterte Jane an seiner Seite, als er mit ihr über den trostlosen Abend sprach, „aber Sie haben es so gewollt, und ich bin Ihnen gefolgt."

„Still," ermahnte er sie, „keine Klage! Morgen ist auch noch ein Tag. Darf ich wieder um zehn Uhr bei Ihnen sein, um unter der Pappel meine Birne zu verzehren?"

„Die Birne sollen Sie haben, auch einen recht

schönen Apfel, den ich hier in meiner Tasche trage," erwiderte sie, leise vor sich hin lächelnd.

„Gut, ich werde pünktlich sein, und morgen wollen wir den Unterricht beginnen —"

„Welchen Unterricht?" fragte Jane in halber Zerstreuung.

„Den Sie sich selbst von mir ausgebeten —"

„Ach so! Gut! Und nun?"

Sie stand vor der Thür des kleinen Hauses, die Rebecca eben öffnete.

„Und nun?" wiederholte Reinhold. „Nun haben wir uns nur eine gute Nacht zu wünschen. Schlafen Sie wohl — und — Sie sind meine Freundin, nicht wahr?"

„Ihre Freundin?" fragte sie mit starkem Nachdruck und rasch den Kopf zu ihm erhebend — „ja, auf ewig!"

„Und Ihre Hand?"

„Da ist sie. Gute Nacht!"

Als Reinhold an diesem Abend mit sich allein

war, mußte er sich das Geständniß ablegen, daß Jane vollkommen Recht habe, wenn sie, um sich mit ihm zu unterhalten, nicht allzu eifrig und gern eine größere Gesellschaft aufsuche. Er hatte heute die Erfahrung an sich selbst gemacht, daß zwei Menschen, die sich einander genügen und sich gern von ihren eigenen Angelegenheiten unterhalten, durch die Anwesenheit Anderer nur beängstigt und im Austausch ihrer Meinungen und Gedanken behindert werden. Diese Erfahrung, die heute erst mit einem verhältnißmäßig geringen Eindruck bei ihm in's Leben getreten war, sollte sich in Zukunft noch viel unliebsamer und empfindlicher herausstellen, da mit der zunehmenden Vertraulichkeit, die sich allmälig zwischen ihm und Jane entwickelte, jene Störung noch viel schwerer in's Gewicht fiel.

Denn so oft auch von jetzt an Jane in Gegenwart anderer, selbst ihm so nahestehender und befreundeter Personen, wie er sie in der Schilling'schen Familie gefunden, mit ihm zusammentraf, er empfand niemals die davon gehoffte und erwartete Befriedigung mehr. Und das war unter den obwaltenden

Umständen sehr leicht zu erklären. In seinem gährenden, nach einem immer klarer vor ihm auftauchenden Ziele drängenden Innern häufte sich der Stoff zur Mittheilung auf eine unglaublich schnelle Weise an. Jeder Moment gab ihm einen neuen Gedanken, und dem Gedanken eine neue Gestaltung ein, und der Wunsch wuchs mit erstaunlicher Intensität, sich dieses Gedankens in der vorbereiteten Form zu entledigen. Kam er nun aber in Jane's Nähe und waren Andere zugegen, so blieb zu seinem unaussprechlichen Leid seine Lippe versiegelt, wie es die ihre blieb, er konnte nicht aussprechen, wovon sein Herz zum Zerspringen voll war; einmal, weil ihm diese Anderen eine natürliche Fessel anlegten, da sie ja kein Interesse für die Unterhaltung zweier Personen haben konnten, die sich so viel zu sagen hatten, was nur ihre eigenen Empfindungen betraf, und dann, weil eine innere Stimme ihm sagte, daß Jane nur allein das Anrecht zur Anhörung seiner nur für sie lebenden Gedanken und Empfindungen habe.

Freilich konnte er sich nicht beklagen, daß ihm die Gelegenheit sparsam kam, Jane allein zu sehen

und ungestört mit ihr sich zu unterhalten. Es stand ihm ja fast jeden Tag frei, sie wenigstens eine Stunde lang zu besuchen, und bei ihr trat ihm selten eine Störung von außen her in den Weg. Und zögerte er aus Rücksichten der Höflichkeit einmal, das gastfreundliche Haus seines Wirths und die auf seine Gesellschaft angewiesenen Schwestern zu verlassen, so forderten ihn diese selbst, wenn sie ihn einer Zerstreuung für bedürftig hielten, nicht selten auf, nach dem kleinen Hause hinabzusteigen, Jane einen Gruß zu bringen und sie zu einem neuen Besuche bei ihnen einzuladen.

Allein mitunter wurde ihm doch ein leichter Zügel in dieser Beziehung angelegt. Häufig begleitete ihn Margarethe oder Bertha auf dem Wege nach der Elbe, und dann war ja der Zauber gebrochen, der sich bereits in der schönen Wechselwirkung zwischen Jane und ihm eingestellt; bisweilen aber kamen auch unerwartete Besuche aus der Stadt oder der näheren Nachbarschaft, und diesen konnte sich der geehrte Gast nicht immer entziehen, da ja viele Personen dieser Art gerade auf seine Anwesenheit gerechnet hatten

und der Wirth und dessen Töchter selbst seine Abwesenheit nicht gern gesehen haben würden.

Alles dies, wie gesagt, wirkte nicht mit einem Mal und plötzlich auf ihn mißstimmend ein, aber es trat allmälig in den bisher so lichten Vordergrund seiner jetzigen Existenz wie ein trüber Schatten, der ihm den reinen Genuß verkümmerte, den er sich von Jane's Umgang versprach, ja, der ihm allmälig, je höher die Gefühlswoge seines Innern stieg, zu einem natürlichen Bedürfniß wurde; und ward dies geistige Bedürfniß nicht befriedigt, so stellte sich jener erkältende Mißklang ein, der in jedem ähnlichen Verhältniß das wünschevolle Herz so arg zu bedrängen, so bitter zu peinigen geeignet ist, weil er die Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstande zu einer schmerzlichen Höhe steigert und so das köstlichste Gefühl auf Erden, das der wachsenden Herzensneigung, zu einer qualvollen Fessel gestaltet. —

Am nächsten Morgen freilich legte sich dieses Hemmniß noch nicht in seinen Weg, und er sollte einmal wieder zwei glückliche Stunden in Jane's Nähe verleben, das heißt glücklich, insofern ihm dies-

mal Niemand den schönen Morgen durch sein Dazwischentreten verdunkelte. Wieder war der Tag wie gestern mit trübem Himmel angebrochen, aber nach zehn Uhr heiterte er sich auf, und bald strahlte die Sonne wieder ihren verklärenden Glanz und ihre Wärme über die idyllische Landschaft aus.

Reinhold hielt sich, sobald Margarethe und Bertha ihr Ankleidezimmer aufgesucht, nicht lange mehr im oberen Garten auf. Mit hastigen Schritten eilte er den Berg hinunter, und seine Uhr hatte kaum die verabredete Stunde angezeigt, da trat er schon in Jane's kleinen Garten und fand sie, wie gestern, mit der Erquickung ihrer Blumen beschäftigt. Von Neuem durch den Anblick ihrer Schönheit bewegt, trat er rasch auf sie zu, reichte ihr die Hand und befragte dann ihr Gesicht, in dem er schon lange zu lesen und die Vorgänge ihres Innern zu entziffern gelernt hatte. Allein, wenn er sich gedacht, daß eine ähnliche Regung der Freude sich auf ihren Zügen zeigen würde, wie sie die seinen so strahlend und hoffnungsvoll aussprachen, so irrte er sich. Der Ausdruck von Jane's Gesicht war zwar ruhig wie

immer, aber auf dieser Ruhe lag ein leichter Schatten, wie der trübe Reif auf einer glänzenden Frucht, und das entging dem scharfen Beobachter nicht. Auch ihr Auge schien etwas umflort und gewiß erhob sie es nicht mit der ganzen Unbefangenheit gegen ihn, die sie wohl früher gezeigt, wenn er mit ihr allein gewesen war. Als ob ein geheimnißvoller Druck auf ihrem Innern läge, den sie erst mit einiger Kraftanstrengung beseitigen müsse, sah sie halb scheu zu ihm empor, und es war nur eine sehr flüchtige und fast kalte Berührung, die sie ihm bei Darreichung ihrer Hand angedeihen ließ.

Reinhold aber, schon durch ihre Nähe beglückt, ging über diese ihm nur zufällig erscheinende Zurückhaltung leicht hinweg, und selbst, als Jane wortkarger als sonst erschien, fand er noch kein Arg darin und gab sich nur ganz und gar der Freude, sie wiederzusehen, hin.

„Wollen wir uns auch heute unter die Pappel setzen?“ fragte ihn Jane, nachdem sie ihre Gießkanne bei Seite gestellt und die ersten begrüßenden Worte mit ihm gewechselt hatte.

„Ich denke es gewiß," erwiderte er. „Sie haben mir ja gestern Abend versprochen, mir eine Birne und sogar einen Apfel zu schälen, und da ich gerade Appetit habe, so lassen Sie mich nicht zu lange darauf warten."

„So kommen Sie."

Mit diesen Worten trat sie in ihren kleinen Saal, nahm das mit den Früchten bereitstehende Körbchen wieder auf und reichte schweigend dem sie verwundert betrachtenden Reinhold das Tuch, das er ihr auch gestern nach dem Sitz an der Elbe getragen.

Ohne unterwegs viel zu sprechen, schritten Beide nach dem stillen Platz, wo sie sich wieder dicht bei einander auf die kleine Bank niederließen, ohne daß Jane diesmal ihre Kleider zusammennahm und diese den neben ihr Sitzenden streiften, als habe sie eine Ahnung davon, daß es ihm schon eine Wohlthat sei, wenn er nur den Saum ihres Gewandes berühren durfte.

Als nun aber Jane sogleich das Obst zu schälen begann und dabei still vor sich hinblickte, ohne ihr

Auge ein einziges Mal zu dem sie so aufmerksam Betrachtenden zu erheben, fiel ihm ihre Schweigsamkeit und der Schatten auf ihrem Antlitz noch mehr auf als vorher, und er sagte plötzlich, bevor er die ihm dargebotene Frucht ergriff:

„Was haben Sie heute? Sie sind so ernst, fast trüb, auch so schweigsam und bedrückt, daß ich fast befürchten muß, Ihnen heute nicht angenehm zu sein.“

Da hob Jane zum ersten Mal das Auge zu ihm empor und ein Funke der alten Freundlichkeit blitzte hell in demselben auf.

„O nein, da irren Sie,“ entgegnete sie ruhig und bedachtsam, „angenehm sind Sie mir gewiß. Aber“ — und hier senkte sich ihr Auge wieder — „ich will ganz aufrichtig gegen Sie sein: ich habe Ihnen einen kleinen Vorwurf zu machen, und ich würde nicht ganz Ihre Freundin sein, wenn ich Ihnen die Gedanken, die mich seit gestern Abend heimgesucht, vorenthalten wollte.“

„Nun?“ fragte Reinhold mit gespannter Miene, indem sich einige Besorgniß auf seinem erregten Ge-

sicht aussprach. „Was für einen Vorwurf habe ich denn von Ihnen verdient?“

Die Worte wurden mit einer so eigenthümlichen Betonung ausgesprochen, daß sie einen unerwarteten Eindruck auf Jane ausübten. Sie legte rasch das noch festgehaltene Messer hin, trocknete sich die Hände hurtig an der daneben liegenden Serviette, und nun dem jungen Mann um einen Gedanken näher rückend, faßte sie mit ihrer linken Hand seinen Arm und dabei nahm ihr Gesicht einen freundlich bittenden Ausdruck an.

„O,“ sagte sie, „der Vorwurf wird Sie nicht schmerzen, es ist ja eigentlich nur eine Bitte, die mir auf dem Herzen liegt. Mit einem Wort: „Sie müssen ein andermal nicht so trübe sein, wie Sie es gestern Abend waren, wenn einmal Fremde in unsere Nähe gerathen. Es ist ja nicht immer möglich, daß wir nur von Dingen reden können, die uns allein interessiren.“

„Wie, war ich denn gestern so trübe?“ fragte Reinhold, obwohl sein Bewußtsein, daß er es gewesen, aus dem innigen Ton seiner Stimme klang.

„Ja, und recht sehr, und Sie haben mich dadurch ganz gegen meinen Willen mit trübe gemacht, obgleich ich eine Ahnung hatte, daß es so kommen würde und deshalb nicht gern die Einladung Margarethens annahm. Allein Sie wünschten es und ich gehorchte. Ja, Sie waren verstimmt, daß man uns mit alltäglichen Dingen unterhielt und von uns mit alltäglichen Dingen unterhalten sein wollte, aber das müssen Sie nicht sein und ich muß es eben so wenig ferner sein. Wir müssen uns in solcher Lage beherrschen lernen, und ich hätte es gekonnt, wenn Sie mir mit Ihrem betrübten Gesicht nicht leid gethan hätten. Da wurde ich nun still und Sie wurden es erst recht, und das that mir doppelt leid, da ich es so gern sehe, wenn Sie die Unterhaltung leiten und die Menschen mit Ihren schönen Worten begeistern und entflammen. Ach" — und bei diesen Worten lächelte sie heimlich und erröthete holdselig — „ich hätte gestern so gern Ehre mit Ihnen eingelegt — auch Schillings hätten das gern gethan — aber es gelang uns nicht und Sie waren und blieben — Sie verzeihen mir meine Aufrichtigkeit — gestern nur ein

gewöhnlicher Mensch. Ich bin überzeugt, daß Sie es weniger gewesen wären, wenn ich nicht zu der Gesellschaft gehört hätte, und damit Sie künftig wieder Sie selbst sein können, werde ich bei ähnlichen Gelegenheiten bescheiden und ruhig zu Hause bleiben. Still — gedulden Sie sich noch eine Weile, ich bin noch nicht fertig. Ich habe auch gleich heute den ersten Schritt dazu gethan, und damit Sie sich nicht wundern, wenn Sie es oben aus anderem Munde hören, so sage ich es Ihnen lieber als Einleitung unserer Unterhaltung selbst. Heute Morgen erhielt ich von Margarethe einen kleinen lieben Brief, worin sie mich im Namen ihres Vaters bat, alle Tage, so lange Sie noch auf „Schillings-Lust" weilten, Mittags bei ihnen zu speisen, da sie überzeugt wäre, daß sie Ihnen damit den größten Gefallen thäte, „und weil der Arzt," so scherzte sie anmuthig, „nie zu lange von seiner Patientin entfernt sein müsse" — und ich — was that ich oder was will und werde ich thun?"

„Nun, Sie werden ihr doch ihre herzliche Bitte nicht abschlagen?" rief Reinhold, der schon in dem Ausdruck von Jane's Gesicht das Kommende las.

„Ja, ich werde es bestimmt thun, und mich weislich auf die Stunden beschränken, die ein gütiges Geschick mir sonst mit Ihnen zuwendet.“

„Aber warum denn? Thun Sie darin Recht?“

„Nach meiner Ueberzeugung, ja! Es ist besser so, verlassen Sie sich darauf — ich sorge für uns Beide, indem ich so handle. Und nun ist der Vorwurf von meinem Herzen herunter,“ fuhr sie mit aufgeheiterter Miene fort, „nun bin ich wieder Ihre Freundin. Nicht wahr, ich sehe schon ganz anders aus?“

Reinhold sah ihr voll in's Gesicht und er fühlte sich beglückt, als er es einmal freundlich und heiter strahlen sah. „Sie verstehen mich schnell zu Ihrer Ansicht zu bekehren,“ erwiderte er, „wenn Sie mir ein solches Antlitz zeigen. Gut, ich will jetzt weiter nichts sagen — ich füge mich — wenigstens für den Augenblick —“

„O nein, für immer — machen Sie mich nicht gleich wieder trübe durch Ihre Bedingungen —“

„Um Gotteswillen nicht — ich schweige schon.“ Mit diesen Worten reichte er ihr herzlich die Hand

und diesmal ergriff sie dieselbe mit Nachdruck und Beiden wohnte das Gefühl inne, daß der alte Friede zwischen ihnen wieder hergestellt sei. —

„Woran denken Sie?" fragte Jane nach längerem Schweigen, während Reinhold still und in sich gekehrt die vor ihm liegende Scenerie zu betrachten schien, die gerade jetzt mehr denn je von segelnden und dampfenden Schiffen belebt war.

Der also Gefragte und aus seinen Träumen Erweckte wandte langsam den Kopf nach seiner Nachbarin herum und sagte dann in auffallend ruhiger Weise:

„Ich kann noch gar nicht die hebräischen Gebete in Ihrem Tempel aus dem Sinn bekommen. Wider Willen werde ich immer darauf zurückgeführt und ich höre noch immer den monotonen- gesangartigen Vortrag der tiefen und weichen Stimme Ihres Vorbeters in meinen Ohren summen."

„Ich glaube es wohl, daß es Ihnen seltsam erschien," erwiderte Jane lächelnd. „Aber wenn es

einen unangenehmen Eindruck in Ihnen hinterlassen hat, dann sollten Sie doch nicht mehr daran denken."

„O, das ist es nicht; unangenehm war es mir gewiß nicht. Allein ich kann mir eben gar nicht denken, daß etwas Erbauendes, zur Andacht Stimmendes darin lag, selbst für Sie, die Jüdin, nicht."

„O doch! Das Hebräische ist ja so recht unseres Volkes Sprache und sie wird auch zum Theil noch von den Juden verstanden. Ueberdieß, Gebete, zu Gott dem Allmächtigen empor gesendet, stimmen immer zur Andacht, mögen sie in einer Sprache laut werden, in welcher sie wollen."

„Gewiß, das meine ich auch nicht. Aber es ist mir neu, daß die heute lebenden Juden noch Hebräisch verstehen. Verstehen Sie es auch?"

„Zum Theil, ja. Ich habe es in meiner Kindheit gelernt und lernen müssen. Lesen kann ich es noch und auch einigermaßen übersetzen — schreiben kann ich es freilich nicht."

„Das ist etwas Anderes und dann habe ich Unrecht in meiner Ansicht."

Jane lächelte sanft. „Singt man in den Kir-

chen der Christen nicht auch viele Lieder in fremden Sprachen, ja, wird der Gottesdienst bisweilen nicht ganz in denselben abgehalten?“ fragte sie nach kurzem Besinnen mit einiger Zurückhaltung.

„In welchen Sprachen denn?“ fragte Reinhold verwundert.

„In der griechischen und lateinischen,“ antwortete sie leise, als fürchte sie, irgend einen Irrthum zu begehen.

Reinhold dachte einen Augenblick nach. „Ja,“ sagte er plötzlich, „in katholischen Kirchen ist das allerdings der Fall.“

„Nun, sehen Sie, und Griechisch und Lateinisch verstehen die meisten Katholiken doch auch nicht.“

„Darin haben Sie wieder Recht. Auf diesen geschickten Einwurf war ich wirklich nicht gefaßt.“

Als er darauf sinnend schwieg, wandte sie sich näher zu ihm heran und sagte bittend und leise: „Sie zürnen mir doch nicht, daß ich ihn zu machen gewagt?“

„O, wie könnte ich! Ich schweige nur, weil ich in meinem Nachdenken finde, daß Sie mich eben so gut unterrichten können, wie ich Sie.“

„Ach nein, ach nein! Das scheint Ihnen nur so. Ich weiß so sehr Wenig und darum freue ich mich doppelt, daß ich schon so Vieles von Ihnen gelernt habe.“

„Ich wüßte es nicht mit Worten zu sagen, was Sie bisher von mir lernen konnten. Die Gelegenheit war noch nicht sehr reichlich dazu vorhanden.“

„O doch, o doch! Sie besitzen eine eigenthümliche Macht und damit die Kunst, den Ihnen zuhörenden Menschen Ihre Anschauungen von irgend einer Sache klar und verständlich zu machen, und das bewirken nicht Ihre Worte allein, sondern Ihr ganzes Wesen, besonders Ihre Augen und Ihre Handbewegungen. Man sieht oder glaubt zugleich klar zu sehen, was man hört. Das ist eine große, die Menschen beherrschende und führende Macht, und die Kunst, sie in's Leben zu rufen, ist schön.“

„O, wenn es wahr ist, was Sie sagen — ich weiß selbst nichts davon — dann kommt es daher, daß man mich versteht, weil ich in dem Augenblick, wo ich spreche, das empfinde und denke, was ich sage.“

„Thun das nicht alle Menschen?“

„Theilweise gewiß, aber die meisten Menschen sind nur mit der Zunge bei der Sache, weniger mit dem Kopf und viel seltener noch mit dem Herzen. Darin mag vielleicht ein kleiner Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Redenden liegen.“

„Der Unterschied ist nicht klein, er ist sogar sehr groß — nach meinem Gefühl wenigstens.“

Es trat wieder eine Pause ein und Reinhold folgte abermals mit seinem träumerischen Auge dem Rauche eines vorüberrauschenden Dampfers, der sich langsam und in anmuthigen Ringeln in den aetherblauen Lüften verlor. Plötzlich wandte er sich mit der Frage zu Jane:

„Darf ich mir zu fragen erlauben, wo Sie Ihren Religions-Unterricht genossen und wer Ihnen denselben ertheilt hat?“

Jane schaute ruhig vor sich nieder und entgegnete dann: „Es geschah in der Schule, die ich besuchte, und einer der Lehrer unterrichtete uns.“

„Wie, kein Geistlicher, kein Rabbiner?“

„Nein, er war nur ein einfacher Lehrer und er-

theilte uns zugleich Unterricht im Englischen und Deutschen. Einen eigentlichen Religionsunterricht, wie die Christenkinder ihn erhalten — das habe ich erst hier in Hamburg von meiner verstorbenen Tante gehört, die in ihrem Leben eben so viel mit Christen wie mit Juden verkehrt hat, — habe ich nicht gehabt. So viel ich weiß, habe ich nur Hebräisch und die gebräuchlichen Gebete gelernt, die unser Lehrer uns allerdings erklärte. Sodann wurde uns die jüdische Geschichte vorgetragen und an diesen Vortrag knüpften sich mancherlei Erläuterungen über Gott, über Moses und das, was er dem jüdischen Volke über Gott gelehrt hat."

Bei diesen Worten wandte sich Reinhold lebhaft zu Jane hin und ein eigenthümlicher warmer Glanz belebte seine sprechenden Augen. „O," sagte er, „dann haben Sie freilich nur einen kleinen Theil des sogenannten Religionsunterrichts genossen. Wissen Sie, was ich sein möchte?"

„Nun, was möchten Sie sein?"

„Ihr Lehrer in der Religion, nicht wie sie in den Büchern, von Menschenhänden geschrieben steht,

sondern wie sie in dem Herzen der Menschen lebt und leben muß."

Bei diesen mit großer Wärme gesprochenen Worten richtete sie ihr großes Auge voll gegen ihn hin und es flammte eine herzliche Freude darin auf. „Belehren Sie mich," bat sie mit fast flehender Stimme, „ich schmachte nach Erkenntniß in göttlichen Dingen. Denn auf Gott beziehen sich doch gewiß alle Religionen, nicht wahr?"

„Gewiß, alle. Das Endziel aller ist Gott, und aus der Religion, der man sich ergeben, muß man, wenn sie die rechte sein will und soll, die ganze endlose Verehrung und Dankbarkeit für das höchste Wesen lernen, Verehrung, eben weil er das höchste, reinste Wesen ist, und Dankbarkeit, weil aller Segen, der uns so reichlich auf Erden zu Theil wird, von ihm ausströmt."

Jane schauerte zusammen und seufzte.

„Warum seufzen Sie so schwer?" fragte er theilnehmend.

„Ach, da kommen wir gleich an eine Klippe," sagte sie fast tonlos. „Sehen Sie, daß es einen

Gott giebt, das glaube ich wohl, aber daß er immer Segen spendet, das muß ich bezweifeln, und darum, darum — o, verkennen Sie mich nicht — darum zweifle ich sogar bisweilen an Gott selbst."

„Wie?" rief Reinhold, fast erschrocken von seinem Sitze auffahrend, „Sie zweifeln an Gott? Ist das möglich, ist das denkbar?"

Jane schaute beklommen vor sich nieder und nickte matt mit dem Kopfe. „Und doch ist es leider, leider so," flüsterte sie. „O, wenn Sie mich einmal recht beruhigen wollen, dann schildern Sie mir jetzt, gleich jetzt, Gott, wie Sie sich ihn denken."

Reinhold athmete auf und seine breite Brust, mit einer Art Wollust die milde Luft des Sonnentages einsaugend, dehnte sich weit aus. „Wie," sagte er mit gehobener Stimme, „muß ich Ihnen Gott noch schildern? Sehen, denken, fühlen Sie ihn denn nicht in Allem, was vor Ihren Augen liegt, was in Ihren Ohren klingt, was sich in Ihrem Herzen bewegt? Gott ist Alles, denn er ist der Anfang und das Ende. Wie er Alles, was da ist, erschaffen und begabt hat, so erhält und bewahrt er

auch Alles, was da ist. Er ist die Urkraft, die Alles erzeugt, er ist der Urquell, der Alles tränkt, er ist das Urlicht, das Alles erleuchtet. Und wie, ist nicht Alles, was vor Ihren Augen liegt, eine schöne, herrliche Gabe, ein Segen? Sind die Empfindungen Ihres Herzens, die Eingebungen Ihres Geistes, die alle von ihm herrühren, sind sie nicht göttliche Geschenke? O bitte, bitte, antworten Sie mir!"

Sie sah ihn groß, fast starr mit ihren hellleuchtenden Augen an. „Bevor ich Ihnen antworte — o, ich muß es natürlich mit einem aus dem Herzen strömenden Ja thun — sagen Sie mir erst: ist das, was Sie da eben so lebhaft, so anschaulich vor mir entwickeln — ist das ein christlicher Glaube?"

„O nein, es ist nicht allein ein christlicher, vielmehr ist es ein allgemein menschlicher Glaube, in dem Juden wie Christen verbunden sein und übereinstimmen müssen. Die Christen — verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen, der Jüdin, dies sage — die Christen haben ihn nur zu einem specifischen Glauben ausgebildet und entwickelt, sie haben eine Art Wissenschaft aus ihrer reinsten Herzensangelegenheit ge-

macht, und die äußere Religion, was man so nennt, oder sage ich lieber: die Kirchenreligion, die so recht eigentlich die Verschiedenes Glaubenden trennt — leider trennt, das ist nur eine Form, und ob die Einen ihren Schöpfer Gott, die Andern Allah, die Dritten Jehovah nennen, ob sie ihn in einer Kirche, einem Tempel oder einer Moschee verehren und anbeten, das ist einerlei, denn er ist immer derselbe, der gütige, segnende, gebende und gerechte Gott. O mein Gott, und an dem haben Sie — Sie, liebe, theure Jane, die so viel Schönes und Gutes von ihm empfangen, zweifeln können?"

Jane hatte bei diesen mit großer Wärme und Lebhaftigkeit gesprochenen Worten mehrere Male die Farbe gewechselt. Erst schaute sie den Redenden mit großer Aufmerksamkeit und fast liebevoller Dankbarkeit an und dabei hatte ein rosiges Feuer ihre Wangen und ein hellleuchtender Strahl ihr Auge belebt, Bei der letzten, fast mit feierlicher Inbrunst gesprochenen Frage aber erbleichte sie plötzlich, zuckte gleichsam krampfhaft zusammen und schaute starr auf die in ihrem Schooße gefalteten Hände nieder.

Als nun aber, da sie andauernd schwieg, Reinhold die Frage mit noch innigerer Wärme wiederholte, seufzte sie leise auf, schüttelte wehmüthig den Kopf und endlich preßte sie die Worte mit gebrochener Stimme hervor:

„Ich bin nicht daran schuld, Herr Doctor, ich nicht. Ich, wie ich einmal bin und empfinde, hätte vielleicht nie diesen schrecklichen Zweifel gehegt."

„Aber wer oder was hat ihn denn in Ihnen wachgerufen — o bitte, sagen Sie mir das!"

Da hob sie rasch den Kopf in die Höhe, sah ihn groß und fest an und sagte mit heiserem Stimmton: „Wenn Sie es durchaus wissen wollen, so hören Sie es: wer oder was ihn in mir wachgerufen — es war — mein Schicksal!"

Diese mit einem, Reinhold durch die Seele schauernden Ausdruck gesprochenen Worte, die ihn, als hätte ein Blitzstrahl den vor ihm liegenden Weg erleuchtet, in ein schwer gequältes und von bangen Zweifeln gefoltertes Herz blicken ließen, erschütterten ihn mehr, als er zu sagen vermochte. Dennoch faßte er sich männlich; der Augenblick war ihm zu

wichtig, er konnte vielleicht eine bedrängte Seele von ihren Qualen erlösen, und so sagte er, ohne sein tiefstes Empfinden zu verrathen:

„Ihr Schicksal? Ist denn das so traurig?"

„Ja, ja, ja, es ist so unendlich traurig, daß es mein ganzes, ja, mein ganzes Herz erfüllt."

„Ihr ganzes Herz? O, das ist ja eine trübe Erfahrung, die ich da mache. Ihr ganzes Herz erfüllt dieses traurige Schicksal? Dann haben Sie wohl keinen Raum mehr für etwas Anderes darin?"

„Für was Raum?" fragte sie, fast entsetzt zusammenfahrend. „Nein, nein, für gar nichts Anderes Raum — doch nein, halt!" fuhr sie mit bebender Stimme und hoch erröthenden Wangen fort. — „Sprechen Sie kein Wort mehr, kein einziges Wort — das nächste schon könnte zum Verderben führen. Wir sind in unserm Gespräch, wie in einem labyrinthischen Irrgarten, an eine verhängnißvolle Stelle gelangt. Ich muß mich erst erholen, ehe wir weiter sprechen. Heute — o, ich will es Ihnen lieber gleich sagen — heute sprechen wir darüber nicht mehr. Ich brauche Zeit, viel Zeit, um zu überlegen, was

ich Ihnen sagen kann und was ich Ihnen verschweigen muß. Also — da haben Sie meine Hand — ich bin Ihre Freundin, aber — verlassen Sie mich —“

„Wie, ich sollte Sie jetzt verlassen — in Ihrem Zweifel, in Ihrer Aufregung?“

Jane war aufgestanden, nachdem sie ihre Hand, die Reinhold festhalten wollte, rasch aus der seinen gezogen. „Ja,“ sagte sie mit würdevoller Festigkeit und Entschlossenheit, „Sie sollen mich verlassen, ich wünsche es.“

„Gut, ich gehe!“ entgegnete Reinhold, nun auch aufstehend. „Aber wann darf ich wiederkommen?“

Jane schaute von ihm fort, nach der träge ebbenden Elbe hin. „Morgen um dieselbe Zeit,“ flüsterte sie. „Bis dahin werde ich mich besonnen haben, ob und was ich weiter zu Ihnen sprechen kann.“

Reinhold ergriff mit zögernder, fast zitternder Hand seinen Hut, den er neben sich auf die Erde gestellt, und in seinen Augen lag ein unendlicher Schmerz, als er sich verbeugte und dann, ohne noch ein Wort zu sprechen, den Platz unter der Pappel und den kleinen Garten verließ.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Selten, oder wohl nie, hatte Reinhold Strahl einen so qualvollen Tag verlebt, wie der gegenwärtige es für ihn war. Eine innere, kaum zu bewältigende Unruhe trieb ihn auf und ab, ließ ihn keinen Gedanken zu einem gedeihlichen Ende führen und machte ihn unzugänglich für die ihn umgebenden Natur- und Kunstreize sowohl, wie für die Freundschaft der guten Menschen, in deren Hause er lebte und die ihn mit allen ihren Mitteln und Eigenschaften auf das Wohlwollendste zu unterhalten und zu zerstreuen versuchten. Was er im Laufe dieses ihm endlos erscheinenden Tages that oder sprach, er wußte es nicht; wie sein Gesicht so bleich und zerrüttet aussah, so daß man ihn allgemein für krank hielt, er gewahrte es nicht, und erst als er am spä-

ten Abend endlich mit sich ganz allein sein konnte und sich auch jetzt noch vergeblich bemühte, Licht in das Dunkel seiner Seele zu tragen und sich Rechenschaft von der Lage seiner persönlichen Verhältnisse abzulegen, erst da beruhigte er sich allmälig, denn der neue Tag, der ihm Aufklärung bringen sollte, war ja nun schon näher gerückt. Mit dieser Hoffnung legte er sich zur Ruhe und, was er nicht erwartet, geschah: ein sanfter Schlummer senkte sich auf ihn herab und gab ihm die verlorene Spannkraft seines Geistes und die Fähigkeit wieder, allem Feindseligen zu widerstehen, das ihm durch das räthselhaft düstere Geschick einer ihm so theuer gewordenen Person auf die Seele geworfen war.

O diese Jane, was war sie denn für ein Wesen, daß sie ihn so ganz und gar beherrschen und sein eigenes Wesen bis zum Ueberfließen erfüllen konnte! Hatte ihr Anblick ihn nicht vom ersten Augenblick an gleichsam bezaubert, war sein Herz nicht vom ersten Augenblick an von einer gränzenlosen Liebe zu ihr gepackt, gefesselt worden, was er sich jetzt, über seine Vergangenheit zum klaren Bewußtsein gelangt, ein-

gestand? Und hatte ihn nicht gleich, als er sie endlich so zufällig wiedersah, die ihm jetzt erst verständliche Ahnung ergriffen, daß sie die Trägerin eines geheimnißvollen bitteren Schicksals sei, eines Schicksals, das sich schon in dem klagenden Blick ihres Auges, in den unenträthselbaren Zügen ihres so schönen und doch bisweilen wie zum Stein erstarrten Gesichts aussprach? Jane Norrmanson, wer und was war sie? Was für ein Schicksal verfolgte sie und hatte sie in ihre, gewiß nicht freiwillig gewählte Einsamkeit gebannt? O, was würde er ferner noch von ihr hören und mit ihr erleben müssen, bevor er klar bis auf den Grund ihrer verschlossenen Seele schauen durfte?

Mit solchen Gedanken und mit solchen ohne Antwort bleibenden Fragen war Reinhold eingeschlafen, aber, wie es uns wohl öfter im räthselvollen Leben geht, mit ganz anderen Gedanken, Hoffnungen und Entschlüssen wachte er wieder auf. Denn als er am Morgen die Augen öffnete und die Sonne hell und freundlich in sein Zimmer scheinen sah, dessen Fenster er durch die Vorhänge zu schließen am

Abend vergessen hatte, da fühlte er eine wunderbare Widerstandskraft gegen jederlei Anfechtung in sich, da war sein Geist, wie in früheren Tagen, wieder elastisch und frei, da war sein Muth frisch belebt, und als er nachher am Fenster stand und in die sonnige Morgenluft hinaussah, sagte er sich:

„Ich weiß nicht, was mir begegnet ist und warum ich mich ganz wider Erwarten so muthig und fast glücklich fühle! Dies Gefühl kann nicht der Vorläufer eines mir bevorstehenden Unglücks sein; im Gegentheil, ein gütiger Geist muß meine Seele besucht und aufgefrischt haben, und darum klopft auch mein Herz so fröhlich und leicht. Ja, so wird es sein, und wenn ich mich nicht irre, so ist meine Vorahnung eine richtige: der Schlüssel, den mir dieser gütige Geist in die Hand gelegt, wird heute seine Pflicht thun, er wird das geheimnißvolle Schloß ihres Innern öffnen, und sie soll erfahren, welchen Stachel sie mir in die Seele gedrückt und daß ich ihr so viel guten Willen und so viel Neigung zutraue, daß sie ihn nicht darin sitzen lassen, sondern herausziehen und die entstandene Wunde mit dem süßen Trost

ihrer Hand lindern und mit dem Balsam ihres Auges heilen wird!"

Die zehnte Morgenstunde näherte sich und Reinhold hatte schon oft, was die Schwestern wohl mit heimlicher Freude bemerkt, nach der Uhr geblickt. Endlich sagte Margarethe, indem sie von ihrem Platze in der Halle aufstand und ihrer Schwester einen Wink gab:

„Komm, Bertha, es ist gleich Zehn und also Zeit, daß wir uns ankleiden. Der Doctor ist wohl so freundlich, Jane ein wenig zu besuchen, die er ja gestern fast den ganzen Tag nicht gesehen hat. Nicht wahr, lieber Doctor, Sie gehen doch bis zwölf Uhr nach dem kleinen Hause hinunter, oder werden Sie noch länger bleiben und Ihr Frühstück bei Jane einnehmen?"

Reinhold hörte diese Worte mit Vergnügen und sogleich beschloß er sie klüglich zu benutzen, um eine möglicher Weise von Seiten der Schwestern eintretende Störung der beabsichtigten Unterhaltung abzuwenden. „Ja," sagte er, „ich werde heute gewiß zu

Jane gehen, denn ich habe es ihr versprochen. Sie hat mir auf heute eine wichtige Mittheilung verheißen, und Sie wissen es ja selbst, sie ist nur Morgens zur vertraulichen Aeußerung geneigt."

„Ach ja," erwiderte Bertha, „Abends ist sie immer erschrecklich still, wir haben das nur zu wohl bemerkt. Gehen Sie also und bleiben Sie recht lange bei ihr. Wenn Sie um halb ein Uhr nicht hier sind, erwarten wir Sie nicht mehr zum Frühstück. Adieu, und grüßen Sie sie herzlich von mir."

Auch Margarethe bestellte einen ähnlichen Gruß, und nun hielt den ungeduldigen Mann nichts mehr auf. Von einer mit jeder Minute zunehmenden inneren Wärme erfüllt, wie er sie eigentlich immer empfand, wenn er zu Jane ging, trat er auch diesmal seinen Weg an. Würde sie auch heute, dachte er unterwegs, ihre bisherige, wenn nicht kalte, doch befangene und überaus ruhige Miene zeigen? Würde sie auch heute das Gespräch mit einer gleichgültigen Bemerkung beginnen und erst allmälig durch seine Blicke, durch sein lebhaftes Gespräch erwärmt werden, um ein ganz anderes Wesen hervorzukehren, als es sich in

der Regel im Anfang darzustellen pflegte? O, er hatte ihr das schon oft selbst gesagt und sich gewissermaßen über den ihm stets zu Theil werdenden kühlen Empfang beklagt, aber dann hatte sie immer leise den Kopf geschüttelt, ihn auch wohl freundlich dabei angeblickt und gesagt, daß sie keine Kälte fühle, daß sie sie auch nicht zu zeigen beabsichtige, daß vielmehr, wenn sie wirklich kalt erscheine, nur ein ihr selbst unklarer innerer Vorgang ihr dies Gepräge aufdrücke, und daß er sich gedulden müsse, bis sie sich in seine Anwesenheit gefunden habe. Die tausend Fragen, die auch sie sich im Stillen zurechtgelegt, würden doch allmälig laut werden, es liege einmal in ihrer Natur, langsam und vorsichtig auf einem eingeschlagenen Wege vorzuschreiten, und der Weg, der zum Tempel der Freundschaft führe, sei ein weiter Weg und oft mit Hindernissen bedeckt, die man nicht immer im Fluge forträumen könne.

So hatte sie schon ein- oder zweimal zu ihm gesprochen — wie also würde sie sich heute zeigen, was würde sie heute sprechen? Diese Frage beschäftigte ihn auf dem Wege nach dem kleinen Hause

allein, und siehe da, sie sollte ihm, scheinbar auf eine angenehme Weise, sehr bald gelöst werden. Denn war es Zufall oder Absicht, die sie ihm entgegen geführt — schon an der Gitterpforte, die Nachts den Garten des kleinen Hauses vom Wege nach der Höhe abschloß, stand heute Jane und schaute, so schien es dem bereits wieder leidenschaftlich Aufbrausenden, mit erwartungsvollen Blicken ihm entgegen.

Aber ach! es war vielleicht doch nur ein Zufall, daß sie da stand, und er hatte sich also geirrt; die jubelnd aufflackernde Freude war vergeblich gewesen, denn kaum hatte sie Reinhold vom Berge herabkommen sehen, so kam sie ihm nicht, wie er gehofft, entgegen, sondern wandte sich rasch um und schritt mit ihrem sinnigen, kaum ihren Körper bewegenden Gange, nach dem Gärtchen vor ihrem Hause zurück.

Reinhold überrieselte ein frostiges Gefühl. Nein, das hatte er nicht erwartet, das lag außerhalb seiner so plötzlich aufgetauchten Hoffnungen. Langsamer, als er bisher gegangen, schritt auch er nun weiter vor, aber als er dicht hinter ihr war und sie seine Fußtritte auf dem Kiessande schon hören mußte, da wendete

sie sich mit einer sanften Bewegung herum und streckte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Hand entgegen.

Reinhold's Blicke flogen blitzschnell nach ihren Augen und umfaßten dann mit einem raschen Ueberblick ihr ganzes Gesicht. Und da staunte er wirklich. Niemals vorher hatte er es so ruhig, so glatt, so wolkenlos gesehen. Der klagende Ausdruck ihrer Augen war verschwunden, der traurige Zug um ihre Lippen ausgelöscht, aber freilich auch keine wärmere Empfindung war darauf zu lesen, kein freudiges Lächeln umspielte sie, kein Ausdruck der Bewillkommnung sprach sich darin aus, wenn nicht vielleicht doch die zitternde Hast, mit der sie ihm die Hand entgegen streckte und die seine einen Augenblick länger und fester als sonst in der ihren behielt, dafür gelten konnte.

Ruhig und ohne ein Wort zu sprechen, schritt sie an seiner Seite der Thür des Hauses zu und trat über die Schwelle; viel weniger ruhig, aber eben so schweigsam folgte ihr Reinhold, da ihn der Ernst überraschte, mit dem sie ihn heute empfing und er unmöglich auf Alles vorbereitet sein konnte, was sie ihm heute zu sagen bei sich beschlossen hatte.

Als Reinhold in den kleinen Saal hinter Jane eingetreten war, schloß sie die Thür, was sie sonst nur that, wenn eine kalte oder rauhe Luft draußen wehte. Als sie damit zu Stande gekommen, ging sie gemessenen Schrittes nach dem kleinen Sopha und setzte sich in eine Ecke desselben.

„Kommen Sie," sagte sie nun endlich mit ruhiger und leidenschaftsloser Stimme, „und setzen Sie sich neben mich, dicht an meine Seite. So. Wir wollen heute hier bleiben und nicht unter die Pappel gehen."

„Aber warum nicht?" wagte Reinhold zu fragen, dem es von Minute zu Minute beklommener um's Herz wurde."

„Es ist heute etwas luftig," erwiderte sie, kaum bemerkbar lächelnd, „und der bewegliche Wind hat regsame Schwingen; er könnte leicht die Worte, die ich heute zu Ihnen zu sprechen habe, mir entführen, und das möchte ich nicht, sie sollen zu keines anderen Menschen Ohren dringen, und in den Ihrigen sollen sie haften bleiben, so lange wie möglich und so dauernd wie möglich."

Reinhold wurde immer betretener. Er saß unbeweglich in seiner Ecke und schaute erwartungsvoll vor sich nieder. Dabei aber nahm er nicht wahr, wie Jane ihr Kleid, es war ihr gewöhnliches Hauskleid, heute nicht wie sonst eng zusammen faßte, sondern es weit ausgebreitet neben sich liegen ließ, so daß es sogar, dem natürlichen Faltenwurfe und deren Schwere folgend, allmälig seinen Körper berührte und er, wenn er es heute gewollt, noch bequemer als auf der Bank unter der Pappel seine Hand hätte darauf legen können.

So saßen sie Beide, still und ungestört. Niemand kam und unterbrach die anfangs so ruhig mit einander Redenden; nur die Uhr auf dem kleinen Ofen tickte in leisen, kaum hörbaren Schlägen, und höchstens das bisweilen stärker anschwellende Athmen, welches Reinhold's tief bewegter Brust entstieg, war dann und wann zu vernehmen, so daß es unmöglich den scharfen Ohren der so dicht neben ihm Sitzenden entgehen konnte.

„Nachdem Sie gestern Morgen so rasch von mir geschieden waren," fuhr sie langsam und leise redend

fort, „habe ich einen verhältnißmäßig stillen Tag und eine mich zufriedenstellende Nacht verlebt. Ich habe mir Zeit zur Ueberlegung genommen, und Gott hat mich gestärkt, daß ich in aller Ruhe mit mir und meiner Gegenwart, sogar auch mit meiner Zukunft abschließen konnte. Ja, das habe ich gethan, und so sehen Sie mich jetzt, nicht freudig und heiter, aber doch gelassen und friedlich, mit besänftigtem Gemüth neben sich sitzen und Ihnen mittheilen, was ich Ihnen zu sagen mit mir übereingekommen bin. Stören Sie mich nicht in dieser mit Mühe errungenen Ruhe, durchkreuzen Sie meine endlich geordneten Gedanken nicht mit abseits führenden Fragen und Einwürfen, sondern gönnen Sie mir und freuen Sie sich mit mir über den Frieden, der sich jetzt — und ich hoffe für immer — in meinem Herzen eingenistet hat. Dies mag meine Einleitung sein.

Sie fragten mich gestern, ob meine Seele, mein Herz gar keinen Raum mehr für etwas Anderes habe als allein für mein schweres und trauriges Schicksal, und ich sagte Ihnen darauf: Nein, es hat für nichts Anderes mehr Raum. Nun denn, ich bin mit dieser

Antwort vielleicht zu eilfertig gewesen, oder auch, wenn Sie es lieber hören, ich habe mich, bei gewissenhafter Prüfung meiner äußeren Verhältnisse und meines Innern, eines Andern besonnen. Und so sage ich Ihnen denn jetzt: Ja, meine Seele hat noch für etwas Anderes Raum. — Bleiben Sie ruhig, ich bitte Sie, und warten Sie geduldig das Kommende ab. Natürlich werden Sie begierig sein, dieses Andere mit einem Namen bezeichnen zu hören und — auch diesen Namen will ich Ihnen gern und ehrlich nennen. Sie haben mich schon öfter „liebe Freundin" genannt, und auch ich habe Sie mit dem Namen: „mein Freund" angeredet. Nun denn, wie dies von Ihrer Seite gebrauchte Wort hoffentlich kein hohler Klang ist, so soll es auch bei mir nicht ein solcher sein. Ja, mein lieber, guter Doctor, ich will Ihre Freundin sein, von ganzem Herzen, im vollen Umfange des Wortes — aber auch nichts, nichts mehr. — Geduld, sage ich, ich bin noch lange nicht zu Ende. Wie ich mir das schöne Anrecht erworben und wie ich es verdient habe, Ihre Freundin zu sein, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Aber es ist einmal so. Die

Wolken haben sich auch einmal für mich aufgethan und es ist mir diese schöne Gabe in den Schooß gefallen. Ich nehme sie freudig von der Vorsehung an und ich will mich ihr fortan dankbar dafür erweisen. O, Sie glauben nicht, wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich ich in diesem Gedanken, diesem Bewußtsein bin! Mir ist eine neue Welt damit aufgegangen und ich bin eine ganz andere Person geworden. Denn die Freundschaft, die ich in Bezug auf zwei Menschen verschiedenen Geschlechts bisher nur vom Hörensagen kannte, hat für mich eine eigenthümliche Bedeutung gewonnen, da sie mir Alles, was mir sonst fehlt, und mir fehlt Viel, ersetzen und ergänzen soll. Nun denn, wenn man einen Freund sich erworben und gewonnen hat, wie ich mir in Ihnen einen erworben, so ist es sehr natürlich, daß man ihn auch glücklich sehen, glücklich wissen möchte, und der Gedanke, daß er es nicht ist, kann die treue Freundin nur tief betrüben. Sie, nein, ich weiß es aus Ihrem eigenen Munde, Sie fühlen sich auch nicht glücklich in dieser seltsamen Welt, Sie fühlen sich einsam und verlassen und schmachten nach einer

anderen Seele, wie der Durstige nach einem frischen Quell. Darum fühle ich eine tiefe, warme, herzliche Theilnahme für Sie, und diese meine Theilnahme wird Sie auf allen Ihren ferneren Wegen begleiten. Ach, die schönen Tage, in denen Sie in meiner Nähe sind, werden bald verschwunden sein, und die Ferne, Ihre Heimat, wird Sie wieder aufnehmen und eine neue Gegenwart wird Sie Ihre jetzige Gegenwart als abgethane Vergangenheit betrachten lehren, und Sie werden nur noch bisweilen an die arme Jane zurückdenken, die so weit von Ihnen entfernt ist und ihren Weg einsam und allein, wie bisher, fortsetzt und fortsetzen muß. Das ist bitter für mich, tief schmerzlich, aber ich werde doch jetzt, da Sie mein Freund geworden, wenigstens einen Trost haben, der mir diesen Schmerz versüßt und erträglich macht. Und wissen Sie, wie ich mir ihn versüßen werde? Ich werde recht oft mit meinen stillen Gedanken bei Ihnen verweilen, Sie recht oft im Geiste besuchen. Ach, ich male mir diesen Besuch so hübsch schon jetzt im Stillen aus. Ich sehe Sie schon im Geiste in Ihrem Studirstübchen, das Sie mir so traulich geschildert haben, beim

Schein der treuen Lampe an Ihrem Tische sitzen. Von Ihren Vorträgen ermüdet, von den Klagen Ihrer Patienten bedrängt, kommen Sie nach Hause, um in der Stille, dem Frieden Ihrer Häuslichkeit Ruhe und Erholung zu suchen und frische Kraft daraus für den nächsten Tag zu schöpfen. Aber auch jetzt lassen Ihre Gedanken Sie nicht in Ruhe. Eine neue Aufgabe, ein neuer Vortrag beschäftigt Ihren Geist, und neue schwere Kranke nehmen Ihr ganzes Nachdenken in Anspruch. Da trete ich nun zu Ihnen an den Arbeitstisch und lege meinen Finger an Ihre heiße Stirn und wecke die Erinnerung an mich in Ihnen auf. Und o, wenn ich nun wüßte, daß mir das gelänge, daß die Seele meines lieben Freundes in solchem Augenblick auch im Geiste bei mir wäre, dann würde ich sehr befriedigt und — ja, recht glücklich sein. Ich würde bestimmt wissen, daß das Freundschaftsband, das sich so unbewußt um uns geschlungen hat, ein gegenseitiges, auch Sie befriedigendes sei, ein dauerndes, für's ganze spätere Leben eine Quelle der reinsten Freude, des nie versagenden Trostes, wie es jetzt, wo ich dies ausspreche, es wirklich

ist. Und sollten wir uns dann im Leben nie wiedersehen, was gewiß ein schmerzlicher Gedanke ist, der leider nur zu bald eintreten wird, so wird doch das Andenken an die schönen, hier in so inniger Gemeinschaft verlebten Tage und an den hochverehrten Freund stets leben in meinem dankbaren Herzen, und alle Trübsal des irdischen Daseins, aller fernere Kummer wird mir den Stolz nicht rauben können, daß ich so auserlesen, so begünstigt vom Schicksal war, von Ihnen zu dieser Freundin erwählt zu sein."

Sie hatte schon lange seine neben ihr auf ihrem Kleide ruhende rechte Hand gefaßt und zuletzt zwischen ihre beiden Hände genommen. Da hielt sie sie nun fest, sah ihm liebevoll lächelnd in das wie von einem inneren Rausch aufblitzende Auge und nickte ihm mit diesem liebevollen Lächeln ihre so rein empfundene und so schön ausgesprochene Freundschaft zu.

Aber er antwortete ihr noch immer nicht; auch erwiderte er den Druck ihrer weichen Finger nicht, denn seine Gedanken waren bereits auf eine ganz andere Bahn gerathen, und auf dieser kreisten sie, ein glücklicheres, befriedigenderes Ziel als das eben ver-

heißene suchend, irr und unstät herum. Plötzlich fuhr er aus seinem tiefen Sinnen empor, schlug die Augen zu ihr auf und faßte ihre Hände so fest, daß sie fast erschrak und voller Staunen den Grund davon in seinen Augen zu lesen suchte.

Sie sollte nicht lange darauf warten, denn schon hob sich seine Brust mächtiger auf, er hatte den richtigen Gedankengang gefunden, den er jetzt, seiner heißen Empfindungen gemäß, verfolgen mußte, und alsbald stellten sich auch die Worte dazu ein.

„Ist das, was Sie mir eben gesagt haben,“ begann er mit leiser, aber eindringlicher und wie ein jäher Bergstrom in ihren Ohren rauschender Stimme zu sprechen, „ist das Alles, was Sie mir sagen können und dürfen? Wollen und können Sie mir nur diese allerdings schöne und reine, aber meine Brust nicht ganz ausfüllende Freundschaft gewähren?“

Ueber Jane's rosig belebtes Gesicht zuckte es wie eine bleiche, verderbenschwangere Wolke. Ihre Hände zitterten in seinen Händen, mit denen er jetzt fest die ihren umspannt hielt, und sie athmete schwer und bang, als besorge sie einen krachenden Donner-

schlag, der dem Blitzen seines feurigen Auges folgen mußte.

„Ja," hauchte sie mit tonloser Stimme hervor, „es ist Alles. Mehr kann, mehr darf ich — selbst Ihnen nicht gewähren."

„So!" klang es wie ein schwermuthsvoller Seufzer aus seiner Brust. „Nun, dann will ich mir nur noch eine Frage erlauben, ehe ich weiter rede. Aber beantworten Sie sie mir aufrichtig und wahr, so aufrichtig und wahr Sie es vermögen, denn es ist wichtig, für Sie und für mich wichtig, was ich sagen will. — Sind Sie durch irgend ein Gefühl, durch irgend ein inneres oder äußeres Band an irgend einen Mann gefesselt?"

Jane's Augen irrten rathlos von ihm fort, als suchten sie irgend Etwas, was ihr in ihrer Noth helfen könne, und von dem sie doch keine Spur entdecken konnte.

„Ich meine damit nicht etwa einen Vater," fuhr er sogleich fort, als habe er sich nicht verständlich genug ausgedrückt, „auch nicht etwa einen Bruder — nein, ich meine damit einen Ihnen fremden

Mann, zu dem sich ja Ihr Herz bereits früher gewandt haben kann."

Jane sah ihn starr an — jetzt begriff sie ihn und ahnte schon, was kam. „Nein!" stammelte sie, „mich bindet an Niemanden auf der Welt ein solches Gefühl, noch weniger ein inneres oder gar ein äußeres Band."

Ueber Reinhold's flammendes Gesicht flog es wie der Schimmer eines ihm allmälig auftagenden Glücks. „Nun," fuhr er mit lächelnder Miene und sprühenden Augen fort, „dann können Sie mir nicht verwehren, zu Ihnen zu reden, wie ich reden muß. Und jetzt will ich reden, trotz der inneren, unbegreiflichen Angst, die Sie, wie ich in Ihren Augen lese, vor meinem Geständniß zu hegen scheinen. Ja, wären Sie gefesselt, durch ein Wort, durch ein Gelübde gefesselt an einen anderen Mann, dann würde ich schweigen und Ihnen nicht den Zustand meines Herzens, wie es einmal ist, enthüllen, so aber lebt und webt auch in mir ein unumgängliches Gebot, Ihnen meine Gefühle zu schildern, wie Sie mir die Ihren geschildert haben.

Jane, muß ich nach Diesem noch mit Worten zu Ihnen reden? Fühlen Sie nicht, sehen Sie nicht an meinem ganzen Wesen, was ich Ihnen entdecken will? Sie schweigen und schlagen die schönen Augen nieder, — nun denn, dann muß ich es ja selber sagen. Aber ich will nicht viele Worte machen, denn ich weiß, Sie werden schon ein einziges verstehen. Ja, Jane, ich habe Sie geliebt von dem ersten Augenblick an, wo ich Sie im jüdischen Tempel beten sah. In jenem bedeutungsvollen Augenblick — es sagte mir eine göttliche Stimme, die sich bisweilen in die Brust eines sterblichen Menschen senkt, — hatte meine ewig ringende und suchende Seele die ewig gesuchte gefunden. Von diesem Augenblick an war ich nicht mehr allein auf dieser übervollen Welt, ich war nicht mehr verlassen, nicht mehr verloren. Eine neue, nie geschaute, hellblitzende Flamme erleuchtete mit einem Mal meine ganze Gegenwart und meine ganze Zukunft. Sie, Sie allein waren es, konnten es sein, die alle Wünsche meiner Seele auf einen Schlag befriedigte. Das fühlte, das wußte ich, als ich Sie nur von ferne sah. Und da begann mein

unablässiges, bald hoffnungsvolles, bald trostloses Suchen nach Ihnen. Sie wissen, wie ich Sie endlich so zufällig, oder nein, durch der Vorsehung unbegreiflichen Rathschluß, in diesem Hause, auf dieser Schwelle fand, und nun — nun brauche ich Ihnen nichts weiter zu sagen, alles Uebrige liegt offen vor Ihren Augen, vor Ihrer Seele, wenn ich vielleicht nicht noch hinzufügen muß, daß Nichts, Nichts auf der Welt existirt, weder eine Gewalt, noch ein Machtspruch, die gewaltig und mächtig genug wären, die Liebe zu Ihnen, diese mich ganz und gar ausfüllende und durchdringende Liebe, aus meiner Brust auszurotten. — Da haben auch Sie Alles, was ich Ihnen sagen kann, und es wäre mir lieb, wenn Sie diese Erklärung als die einzige Antwort aufnähmen, die ich der Erklärung Ihrer Freundschaft zu Theil werden lassen kann. —"

Die Last, die so lange qualvoll auf seine Seele gedrückt, war herunter. Das verhängnißvolle Wort war gesprochen. Sollte es günstig wirken und Glück und Befriedigung im Gefolge haben? Es schien nicht so, wenn er seinen flammenden Blick mit forschender

Schärfe auf die neben ihm Sitzende wandte. Sie saß unbeweglich, in sich zusammengesunken, die Hände, die sich ihm allmälig entzogen, unter dem Busen gefaltet, wie ein Bild von Stein vor ihm da. Nur ihre Brust hob und senkte sich mühsam und schwer. Es rangen zwei gewaltige Mächte in ihr, das sah man ihr wohl an, — wer sollte nun stärker sein, die Macht, die zu Reinhold's Gunsten sprach, oder die ihm feindselig gegenüber stand?

Lange blieb es zweifelhaft und auch Reinhold wußte nicht, was kommen würde. Da aber schien der harte Kampf in ihr zu Ende zu sein. Die krampfhaft verschlungenen Hände lösten sich auseinander, das starre Gesicht nahm einen rührenden Ausdruck unsäglicher Wehmuth an, und sich völlig widersprechende Empfindungen spiegelten sich auf ihren jetzt wunderbar schönen Zügen blitzschnell eine der andern folgend ab. Schon wollte Reinhold hoffnungsvoll aufjauchzen, aber da blieb er wieder still und sprachlos sitzen. Der rosige Hauch auf ihren Wangen ging in eine tiefere Färbung über, die Augen schlossen sich und sie brach in ein sanftes anhaltendes Weinen aus.

„Aber, mein Gott," rief der geängstigte Mann, „was ist Ihnen? So reden Sie doch! Haben Sie keine Antwort auf die warme Sprache meines Herzens?"

Da hielt sie plötzlich mit Weinen ein, schüttelte den Kopf, wandte ihr von Thränen überströmtes Gesicht zu ihm hin und sprach mit tiefer, unbeschreiblicher Rührung nur die wenigen Worte:

„Mein Freund, mein armer Freund — das thut mir leid — und ich — ich habe es gefürchtet!"

„Aber warum — was thut Ihnen leid — was haben Sie gefürchtet? Können Sie meine Liebe, die ich Ihnen mit vollem, ganzem Herzen entgegenbringe, nicht annehmen?"

„Annehmen — o ja, aber — ich kann sie nicht erwidern!" hauchte Jane mit kaum vernehmbarer Stimme hervor.

„Warum nicht?" rief Reinhold, dem das Herz ungestüm zu klopfen begann, voller Erstaunen.

„Weil es zu nichts helfen, zu nichts führen würde."

„Aber warum denn nicht? wiederhole ich — ich verstehe Sie nicht."

„O, mein Gott," rief Jane, in neues Weinen ausbrechend, „Sie verstehen mich nicht? Und kann es denn etwas Klareres, Einfacheres geben? Sind Sie nicht ein Christ, und bin ich nicht eine Jüdin? O, o, Sie haben es nur vergessen und so muß ich Ihnen sagen: so weit ich das über uns hereingebrochene Verhältniß zu überblicken vermag, so kann nie, nie von einer Verbindung zwischen uns die Rede sein."

„Wie," rief Reinhold, in neues Staunen gerathend, „das sollte ein Trennungsgrund sein? Das sollte ich vergessen haben? O nein, Jane, das habe ich keinen Augenblick aus den Augen verloren. Aber das ist es auch nicht, was bestimmend auf Sie einwirkt, es liegt noch etwas Anderes, mir Verborgenes, Verhehltes vor — ich fühle das, ich sehe es an Ihrem sprechenden Gesicht. Denn daß der Unterschied der Religion zwischen uns keine Schranke errichten kann, das sehen Sie so gut ein wie ich. Haben nicht schon viele Christen Jüdinnen geheirathet oder sogar umgekehrt? Können Sie sich nicht, wenn Sie sich überzeugt, daß auch der Christenglaube ein

göttlicher Glaube ist, zu diesem Glauben, unbeschadet Ihrer nationalen Empfindungen oder Ueberlieferungen, bekehren, oder glauben Sie, daß ich, wenn Sie das nicht wollten oder könnten, und wenn Sie dem Glauben Ihrer Väter treu bleiben wollten, daß ich nicht im Stande wäre, eben so glücklich und Ihnen ergeben an Ihrer Seite zu leben, selbst wenn Sie im Herzen und in der Form der Gottesverehrung eine Jüdin blieben? Halten Sie meine Liebe für so schwach und vergänglich, oder meinen Glauben für so starr und beschränkt? O nein, das können Sie nicht, sonst hätten Sie nur einen falschen Begriff von dem Umfang und der Tiefe meiner Liebe, wie Sie auch den höchsten Glauben der Welt, den allgemeinen Menschenglauben, nicht richtig, nicht so erfaßt haben, wie er in mir, wie er in jedem denkenden Menschen lebt!"

Jane schwieg erschüttert, und Reinhold sah nur zu klar, daß der von ihr vorgeschützte Hinderungsgrund ihrer Neigung nicht der wahre, sie wirklich bestimmende war. Auch sie fühlte mit ihrem feinen Erkenntnißvermögen sehr wohl, daß er dies sah und sehen mußte, aber sie gab dennoch den bisher vor-

geschützten Grund so schnell nicht auf, sondern sagte nach einer Weile, indem sie den schönen Kopf anmuthig und betrübt schüttelte:

„Ich halte Ihre Liebe keineswegs für schwach und Ihren Glauben für starr und beschränkt, aber auch der meine ist es nicht. Wenn ich Sie lieben könnte und dürfte, so würde mein Glaube mich allerdings nicht daran hindern; ich würde bald glauben lernen, was Sie glauben, und selbst die Form, in der Sie Ihren Gott verehren, würde bald meine Form werden. Denn ich würde nie einwilligen, daß Sie als Christ mich als Jüdin an Ihrer Seite behielten und so in Ihre Lebensstellung ein fremdes Element wie eine überflüssige Last hinüber verpflanzten, die Ihnen auf die Dauer nur zu schwer und unerträglich werden könnte.“

„Nun also! Eins ist doch nur von Beidem möglich, liebe Jane. Was Sie aber auch sein oder werden, und wozu Sie sich entschließen mögen: das ist immer gewiß und davon können Sie überzeugt sein: der Christ ist dem Schöpfer und Erhalter der Welt, also Ihrem und meinem Gott, nicht angenehmer, als

es der Jude ist. Denn Gott ist so weise, so gut, so groß und so nachsichtig und liebevoll in Bezug auf die menschlichen Dinge und Eigenschaften, daß er an seinem großen Herzen jeden Rechtschaffenen und Braven hält, mag er nun ein Jude oder ein Christ oder gar ein Heide sein. So erkenne ich wenigstens meinen Gott und so habe ich ihn stets erkannt."

„Sie reden verständlich und ich glaube Ihnen auch, ja, ich bin überzeugt von der inneren Wahrhaftigkeit Ihres Glaubens von der göttlichen Güte," erwiderte Jane mit tiefer Empfindung, „aber," fuhr sie entschlossen und mit nach dem blauen Himmel gerichteten Auge fort, „Sie können mich dadurch doch nicht von meinem Vorsatz abbringen — nein, nein, Sie können es nicht und er ist — er muß es sein — unerschütterlich!"

Reinhold schwieg und schaute die neben ihm Sitzende und also Redende mit prüfendem Auge an. O, und da erkannte er — ach, mit welchem Schmerz! — daß sie eben die Wahrheit gesprochen, denn er las diese Unerschütterlichkeit in dem gefaßten Ausdruck ihrer Miene, in ihrem festblickenden und viel-

leicht eben Gott über den Wolken suchenden Auge. Daß also eine andere, ihm noch verborgene innere Gewalt in ihrem Herzen, ihrem Geiste wirkte, sah er nur zu klar ein, aber auch dieser Gewalt wollte, mußte er, wie er nun einmal war, näher treten, um zu versuchen, sie aus dem Hinterhalt der aufgeregten Gedanken des ihm so theuren Wesens zu verdrängen. So sagte er denn, indem er Jane's Hand wieder ergriff und an sich zog, mit flehendem Tone:

„Jane, hören Sie mich! Sie haben mir einmal Ihr Vertrauen geschenkt — aber noch lange nicht ganz. Ich sehe und fühle es: Sie schließen etwas Ungesagtes in Ihr Herz ein, und das thut mir unendlich weh, da ich Ihnen mein ganzes Herz enthüllt habe. Wie? haben Sie kein Vertrauen zu mir, zu mir, dem Freunde, dem Sie sich noch so eben als treue Freundin für das ganze Leben dargeboten haben?"

Jane senkte wieder den Kopf, zog ihre Hand aus der seinen und trocknete ihre Thränen mit einem Tuche. Offenbar kämpfte sie dabei mit sich selbst, was sie thun, was sie sprechen solle, als aber Rein-

hold noch einmal mit dem innigsten, weichsten Tone seiner Stimme: „Jane, haben Sie Vertrauen zu mir!“ sagte, da erbebte ihr ganzer Körper, ihre Hände zitterten, und ihr strahlendes Auge, in dem ein unsäglicher Kummer nistete, voll auf ihn richtend, stieß sie mit krampfhafter Anstrengung die Worte hervor:

„Nein, mein Freund, nein, Sie können, Sie dürfen mir nie im Leben näher stehen, als Sie jetzt stehen!“

„Und warum nicht?“

„Weil, weil ich — da haben Sie es — weil ich eine Ausgestoßene — eine Fluchbeladene bin! O mein Gott, nun habe ich es gesagt, und er weiß, wen er neben sich hat!“

Reinhold schaute verwundert, aber durchaus nicht durch diese Worte erschüttert auf. „Wie,“ sagte er, „Sie wären eine Ausgestoßene, Fluchbeladene? Sind Sie es denn mit einer Schuld, die diesen Fluch verdient?“

Sie schüttelte wehmüthig den Kopf und flüsterte mit zum Himmel erhobenem Auge:

„Ich glaube es nicht!“

„Nun, was dann, Jane, was kann Ihnen ein unverdienter Fluch schaden, was kann er Sie so tief bewegen, daß Sie Ihr und eines Anderen Glück von sich stoßen? Nein, nein, Jane, ich nehme auch dies als keinen Grund Ihrer jetzigen Handlungsweise an, denn ich fühle nur zu tief, daß der Fluch, wenn ein solcher auf Ihnen lastet, den Segen nicht brechen kann, den Ihre Liebe mir gewähren würde.“

„So, fühlen Sie das?“ rief sie mit frisch in ihr aufblitzender Entschlossenheit. „Nun, dann muß und will ich Ihnen sagen, daß Sie mir nicht näher treten, sich mit mir nicht verbinden sollen. Ich, — nein, bei Gott nicht! — ich darf Sie nicht in den wirren Strudel meiner entsetzlichen Verhältnisse reißen. Sie sind früher schon durch Ihr eigenes schweres Geschick nicht glücklich gewesen, und so dürfen Sie noch weniger mit dem Schicksal eines Anderen belastet werden, einem Schicksal, für welches es keine, nein, keine Abhülfe giebt. Erkennen Sie gerade in diesem festen Willen meine wahre Freundschaft und Ergebenheit für Sie, und damit Sie erfahren, daß ich ein trauriges Recht habe, so zu Ihnen zu spre-

chen, so will ich jetzt thun, was ich noch nie gegen einen Menschen — mit Ausnahme meiner verstorbenen Tante und einer in Schweden lebenden Freundin — gethan, ich will Ihnen ganz vertrauen, das heißt, ich will Ihnen meine Lebensgeschichte mit kurzen Worten erzählen. Ach, ich bin freilich nicht darauf vorbereitet, Ihnen mit diesem Vertrauen so nahe zu treten, wie es nun wirklich geschehen wird und muß, ich habe mir die Worte, die ich wählen will, nicht überlegen können, aber Ihr unglückseliges Geständniß — ich nenne es so, weil es uns Beide unglücklich macht — zwingt mich vor der Zeit dazu, Ihnen die Thür zu meinem äußeren Leben zu öffnen, wo Sie dann das innere Weh erkennen und begreifen werden, welches mein Dasein vergiftet. Ach — verzeihen Sie diese Klage, es soll die letzte sein, die ich über Sie ausgieße — Sie haben mich mit diesem Geständniß gewaltsam aus der stillen Bahn gerissen, auf die ich mit so vieler Mühe gerathen war, und ohne den Willen, mir wehe zu thun, haben Sie mir das bitterste Weh angethan, was der Mensch dem Menschen anthun kann, indem Sie mich nöthigten,

mich Ihnen zu zeigen, was ich bin: eine aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßene, eine mit einem Fluch Beladene. Doch Sie sollen dafür nicht büßen und ich zürne Ihnen nicht. Es mag Ihr Schicksal gewesen sein, das meine zu durchkreuzen, und für Ihr Schicksal können Sie so wenig, wie ich für das meine kann. Nun aber hören Sie, was ich Ihnen erzählen will.

Zweites Capitel.

Ich bin in Gothenburg in Schweden geboren und die schöne Göthaelf rauschte mir schon in meiner Kindheit liebliche Träume zu, die sich, ach! nie verwirklicht haben. Mein Vater stammt aus Deutschland, meine Mutter aber, die Schwester meiner im vorigen Jahre hier verstorbenen Tante, war eine schwedische Jüdin. Mein Vater führt einen anderen Namen, als ich jetzt führe, und für den, den ich abgelegt, als ich sein Haus verließ, nahm ich den Namen meiner unverheiratheten Tante, Norrmanson, an, der ebenfalls nicht ihr ursprünglicher Name ist, da sie sich schon vor vielen Jahren heimlich taufen ließ und so den Namen wechselte.

Meine Erziehung war gut und ich ward, wie fast alle jüdischen Kinder, zum Fleiß, vor allen Din-

gen aber zum Gehorsam gegen meinen Vater angehalten. Gehorsam ist ein unausrottbares Element in dem Herzen des jüdischen Kindes, und der Vater der Familie ist noch immer bei uns der untrügliche Patriarch, der Lenker unsers irdischen Schicksals, der Gebieter über Glück und Unglück, so weit ein Mensch das nur sein kann.

Mein Vater war und ist ein wohlhabender, ja ein reicher Kaufmann, und seine Handelsverbindungen erstrecken sich über viele Gebiete der Erde. Er hatte stets Glück darin; nur einmal war er einem großen Unglück nahe, er wurde aber durch die Hochherzigkeit eines deutschen Gläubigers, der, glaube ich — ich weiß das so genau nicht — zugleich auch sein Jugendfreund war, von dem Verderben gerettet. Von diesem Manne sprach er stets mit großer Achtung, ja, Verehrung, und nannte ihn wiederholt den Retter seiner Ehre und seines irdischen Glücks. Doch erinnere ich mich dieses Vorfalls nur noch sehr dunkel, da er in meine früheste Jugendzeit fiel, und nur von meiner Mutter erfuhr ich später wenige Einzelheiten darüber.

Diese meine Mutter, die etwa fünfundzwanzig Jahre jünger als mein Vater war, der sich erst im späteren Lebensalter verheirathete, war eine hochgebildete Frau, mit großen geistigen Gaben ausgerüstet und übersah meinen Vater — wie das sehr häufig in jüdischen Ehen der Fall ist — in vielen Dingen, ohne ihn jedoch jemals ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen und die Achtung und den Gehorsam zu vergessen, zu denen sie, ihm gegenüber, verpflichtet war.

Von meiner Mutter, der ich überhaupt Viel verdanke, lernte ich fast Alles, was ich weiß. Sie unterrichtete mich in der englischen und deutschen Sprache, die ich beide spreche, ferner in der Geschichte und Literatur, und nur das Hebräische ward mir in der Schule, die ich außerdem besuchte, von einem Lehrer beigebracht. Ja, sie war in allen Fächern der Kunst und Wissenschaft bewandert; sie kannte viele bedeutende Männer persönlich und ihr elterliches Haus war der Sammelplatz Gelehrter und Künstler gewesen. Bei meinem Vater freilich konnte sie dieser Neigung und Bestrebung weniger nachhängen, und obgleich sie immer gern mit hochgebildeten

Männern sprach und Briefe mit ihnen wechselte, so mußte sie sich doch in die Hausordnung meines Vaters fügen, und zu diesem kam nie ein Fremder, weder ein Künstler, noch ein Gelehrter, und seine G eschäfteesorgte er mit seinen Commis und Handelsgenossen allein auf seinem Comptoir, in welches ich nie einen Blick habe werfen dürfen.

Leider verlor ich meine gute, weichherzige und zartfühlende Mutter sehr früh, in dem Alter von nicht ganz dreizehn Jahren. Wie groß und unersetzlich mein Verlust war, sollte ich erst in späteren Jahren im ganzen Umfange erfahren. Für's Erste, lange Jahre hindurch, herrschte nur eine den Geist lähmende, uns Alle betrübende Stille in unserm einsamen Hause, in dem sich jedes Geschäft, jedes Bedürfniß mit einer, wie durch ein Uhrwerk geregelten Gleichmäßigkeit abwickelte. Von jetzt an war Alles und Jedes durch eine unausgesprochene Vorschrift, eine unsichtbare, nie fehlende Regel bestimmt, und auch die Menschen, die mit uns als unumgänglich nothwendige Haus- oder Familienmitglieder in Berührung traten, machten alle ein Gesicht, als ob sie

das Lachen und Weinen verlernt hätten und die Falten ihrer Züge nur nach einer unfehlbaren Schablone zurechtlegten.

Mein Vater, der den ganzen Tag seinen Geschäften oblag, kam nur Mittags nach Hause, um mit uns Kindern zu essen. Auch Abends blieb er in seiner Stube, entweder allein, oder in Gesellschaft einiger Geschäftsfreunde, mit denen er politische, religiöse und kaufmännische Dinge verhandelte. Wenn er aber einmal unerwartet in unser Zimmer trat, wo wir wie eingeschüchterte Vögel bei unseren Aufgaben saßen, die wir pünktlich nach besten Kräften lös'ten, erschraken wir, denn es wurde nur selten ein Lob aus seinem Munde laut, viel häufiger dagegen ein Tadel, der uns um so herber berührte, weil er uns sagte, er spreche ihn aus Liebe zu uns aus; nur durch gerechten Tadel, nie durch ungerechtes Lob könne die Jugend gedeihen und lernen, was sie für das Alter gebrauche.

Und hier ist der Ort, wo ich noch eines besonderen Unterschiedes zwischen dem jüdischen und christlichen Familienleben erwähnen muß.

Eine jüdische Familie, wenigstens eine solche, wie wir sie in Gothenburg bildeten, zeigt eine ganz eigenthümliche und kaum ganz zu schildernde Physiognomie. Sie stellt ein abgeschlossenes, von allem äußeren Verkehr entferntes, düsteres Bild dar, und oft kam es mir vor, wenn ich in Büchern von dem einsamen, abgeschiedenen Ansiedlerleben im Westen Amerika's las, daß auch wir ein solches geheimnißvolles, einsiedlerisches Leben führten, obgleich wir der großen und lärmenden Welt doch ganz nahe wohnten. Fremde kamen nie in unseren Kreis, sie suchten ihn nicht und sie wurden auch nicht herbeigerufen. Nur alle vierzehn Tage versammelten sich am Sabbath Abend einige ferne Verwandte bei uns, aber nicht, um sich zu vergnügen, zu erheitern, sondern nur um die Verhältnisse der Familie durchzusprechen und sich die innerhalb des bekannten Kreises vorgefallenen Ereignisse mitzutheilen.

Es ist wahr, Einigkeit und gegenseitiges Wohlwollen herrschte in diesem Kreise. Einer half dem Andern, wo er konnte, stützte den Wankenden und hob den Sinkenden, aber das war auch Alles, was

man geschehen sah und was man mit den aufmerksamsten Ohren vernahm. Es hat das allerdings einen sanften, ruhigen, patriarchalischen Anstrich, allein auf die Dauer langweilt und entmuthigt es doch sehr. Denn aus der genußreichen fröhlichen Welt, die unter den Christen in unsrer unmittelbaren Nähe sich abrollte, drang kein erheiternder Ton in unsere stillen Mauern; kein frischer durch die Lüfte schwebender Gedanke, der da draußen das Menschenleben erhob und verschönte, wurde unter uns, wie von der Erde abgeschieden Lebenden, laut. So kam es denn, daß wir in einer seltsamen Einseitigkeit der Anschauungen der Verhältnisse dieser Welt aufwuchsen, daß wir von der eigentlichen Welt um uns gar nichts wußten, sie nicht kannten. Daß dies so war, wurde mir freilich damals noch nicht klar, ich erfuhr es erst später, als ich hierher zu meiner Tante kam und verschiedene Christenfamilien kennen lernte, mit denen die Gute eben so häufig wie mit jüdischen verkehrte. O ja, man kann auch ein trauliches Familienleben ganz in der Stille führen und doch darüber mit der Welt in Verbindung bleiben,

und wehe den armen Judenkindern, die so gefängnißartig und einseitig erzogen werden wie wir, wenn sie plötzlich, durch irgend ein Geschick in die äußere Welt verpflanzt, nun halt- und schutzlos dastehen und sich nicht wehren und vertheidigen können, wenn sie von übermüthigen Christen gestoßen und gegängelt, oder von noch übermüthigeren Glaubensgenossen wie Parias dieser Erde behandelt werden.

So wuchs ich also still und unbeachtet, fast nur meinem eigenen, frühzeitig erwachten Nachdenken überlassen, im Hause meines Vaters auf. Das stille Sehnen, das bisweilen laut werdende Verlangen nach einem größeren Verkehr, wie wir ihn benachbarte Christenkinder pflegen sahen, fand nicht die geringste Nahrung. Schon der ausgesprochene Wunsch danach wurde von meinem Vater als ein unerträglicher Mißklang in seiner patriarchalischen Ruhe, als ein strafwürdiger Eingriff in seine Rechte gehalten, denn mein Vater war zwar ein rechtschaffener, pflichttreuer und arbeitsamer Mann, aber dabei ein strenger, kalter Hausherr, und außerdem ein rechtgläubiger Jude, der von den ihm vorgeschriebenen Gesetzen

nie um eines Strohhalms Breite abwich. Außerdem war er unbeugsam in seinen Entschlüssen, fast starr in seinen Vorsätzen, und er hätte uns, glaube ich, Alle lieber sterben sehen, als daß wir von unserm Glauben abtrünnige und von seinen väterlichen Vorschriften abweichende Kinder geworden wären. So folgte er in allen Dingen nur seinem eigenen Ermessen, und nie hat er mit uns Kindern — ich hatte noch zwei Schwestern und einen Bruder, die jetzt todt sind — irgend einen Rath über das eine oder andere alltägliche Vorkommen gepflogen. Daß wir daher keine Wünsche hatten, oder wenigstens sie nicht aussprachen, versteht sich hiernach von selbst, und wir ertrugen lieber die lebhafteste Pein, als daß wir uns im Geringsten gegen seinen Willen aufgelehnt hätten. Ich will ihm diesen Eigenwillen oder diese Starrheit nicht zu schwer anrechnen. Er hatte vielleicht in seiner Jugend herbe Erfahrungen gemacht, das Leben mochte ihn arg umhergeschüttelt haben, auch war er in seinen Vorurtheilen groß geworden und keine weichherzige, gebildete Mutter hatte seinen starren Sinn besänftigt oder seine Rauhheiten abge-

schliffen. Er hatte ja immer Recht in seinen kaufmännischen Calcüls gehabt, also wollte er auch immer Recht in seiner Familie haben. So also war sein Wille unser Gesetz, unsre Richtschnur, und niemals wich Eins von uns auch nur um eines Haares Breite davon ab, obgleich wir uns oft im Stillen fragten, warum wir an Leib und Geist so sclavisch gefesselt wären? Daß wir Alle bei diesen Fragen, die nie eine Antwort erhielten, litten, ist sehr begreiflich, am schwersten aber litt mein weiches Gemüth darunter, daß ich meinen Neigungen so wenig folgen durfte und nicht in den Künsten und Wissenschaften unterrichtet wurde, die meiner guten Mutter so vielen Genuß und so reichen Trost geboten hatten.

Dieses so lange still getragene und darum um so tiefer mit meinem Empfinden und Denken verwachsene Leid gewann endlich einen großen Einfluß auf die Ausbildung meines Characters, und mein Vater, ohne die Ursache davon zu ahnen, sah doch die Wirkung und nannte mich oft seine starre Tochter, sein eisiges Kind, seine steinköpfige Jane. Ob er darin Recht hatte, weiß ich nicht, ich mag

ihm wohl so vorgekommen sein, und er irrte sich selten in seinem Urtheil in Bezug auf die ihm untergebenen Familienglieder. Daß ich ihm aber später nicht nur so erschien, sondern es wirklich war, das ist nur zu gewiß, aber darin traf ihn die Schuld eben so schwer wie mich.

So wuchs ich, unbeugsam und fest in meinen Ansichten, wie mein Vater in den seinen, allmälig heran und er hatte schon oft davon gesprochen, daß er für eine gute Zukunft in Betreff meiner sorgen wolle und daß ich mit ihm zufrieden sein würde. Ach, er meinte damit, was ich damals noch nicht verstand, die Ehe, und in der That, hierin hatte er seine ganz besonderen Ansichten, und wie fest er an ihnen hielt, werden Sie sehr bald aus seinen Handlungen erfahren.

Wie schon erwähnt, kommen nur selten Fremde, am wenigsten junge Leute, in die jüdischen Familien. Daher lernt eine junge Jüdin schwer die Welt und die Männer kennen, bevor sie verheirathet wird. Es findet hierin ein ganz anderer Gebrauch wie bei den Christen statt. Wir Jüdinnen dürfen nur sehr sel-

ten bei der Ehe unserer Neigung folgen, vielmehr sind wir in der Regel der Gegenstand eines gegenseitigen Uebereinkommens der Väter oder männlichen Verwandten, und nicht gar selten mag sogar der Fall eintreten, daß wir geradezu als eine Art Waare betrachtet werden, um die nach alter Sitte gefeilscht und gehandelt wird und die man nicht nach ihrem inneren Werth, sondern nach den äußeren Mitteln taxirt, die unsere Väter mit in die Wageschaale legen können.

Das mag Ihnen, dem Christen, etwas hart klingen und Ihr Gefühl verletzen — wir, die Töchter Juda's, sind daran gewöhnt und — es ist seltsam, aber wahr — die Erfahrung spricht sich zu Gunsten dieser Sitte aus und Sie werden, wenn Sie aufmerksam und gerecht in Ihrem Urtheil sind, bei Weitem weniger unglückliche Ehen bei den Juden als bei den Christen finden. Ja, ich glaube sogar, daß, wenn eine Jüdin einmal von dem alten Herkommen mit Gewalt abweichen wollte, sie die traurige Erfahrung machen könnte, daß eine Heirath aus himmelstürmender Liebe oft mehr Unglück in ihrem Gefolge haben kann, als eine solche aus Speculation.

Ich hatte, als mein Vater mir zum ersten Male von einer mir bevorstehenden Ehe sprach, keine Ahnung davon, was eigentlich die Ehe sei, und seine Anspielungen ließen mich daher ziemlich gleichgültig. Doch es sollte ein Tag kommen, wo mir diese Ahnung mit Schrecken klar ward.

Mein Vater ließ mich eines Abends — ein bis dahin unerhörter Vorfall — in sein Comptoir rufen und ich folgte sogleich. Er schlug mir verschiedene Rechnungsbücher auf, die er, wie er sagte, zu meinen Gunsten angelegt, und sagte dann, daß ich nun achtzehn Jahre alt sei und mich also verheirathen müsse, und daß er bereits einen Mann kenne, der geeignet sei, mein Glück zu machen. Ich antwortete nichts darauf, sondern hörte ihm ruhig zu. Das war die erste verständliche Andeutung gewesen, und vor der Hand blieb es noch dabei. Es verging noch ein halbes Jahr und niemals wurde wieder ein Wort darüber gesprochen. Nach dieser Zeit wurde ich noch einmal zu meinem Vater gerufen und nun wurden mir die Pflichten einer Tochter, eines Weibes und namentlich eines gehorsamen Weibes auseinandergesetzt.

Lassen Sie mich rasch darüber fortgehen, was ich hier erfuhr. Nur so viel will ich sagen, es stimmte mich merkwürdig traurig, obwohl ich nicht wußte, warum. Plötzlich zog mein Vater ein kleines Pastellbild aus einer Lade, reichte es mir hin und sagte, ohne die Miene zu verziehen: „Sieh Dir dies Bild an und behalte es. Es stellt Deinen zukünftigen Mann vor."

Ich nahm das Bild, warf einen flüchtigen Blick darauf und fragte, während mir schon das Blut im Herzen gerann: „Wer ist dieser Mann, wie heißt und wo wohnt er?"

Mein Vater warf einen sonderbar starren Blick auf mich und sagte mit eisiger Kälte: „Es ist Ephraim Narischkin aus Petersburg. Er ist mein Geschäftsfreund und ein sehr reicher Mann. Jetzt kannst Du gehen."

Ich ging. In meiner Stube schloß ich mich ein, damit Niemand mich störe, und zog das Bild Ephraim Narischkin's hervor. Ich sah lange auf das Bild hin und betrachtete es genau, ohne zu wissen, daß die bittersten Thränen bereits mein gan-

zes Gesicht überschwemmten. Und warum weinte ich? Weil ich instinctartig fühlte, daß der endlose Kampf meines Lebens begonnen habe, denn — hier haben Sie einen Beweis meines unbeugsamen Characters — es stand unwiderruflich gleich im ersten Augenblick bei mir fest, daß ich nie, nie das Weib Ephraim Narischkin's werden würde.

Die nähere Erklärung dieses Entschlusses erlassen Sie mir. Ich mag das Entsetzliche nicht genauer schildern, was damals so tief und schwer in mein Gefühl eingriff. Nur so viel sei Ihnen gesagt: ich konnte diesen mir aufgedrungenen Mann nicht heirathen, mein ganzes inneres, weibliches Gefühl sträubte sich dagegen, und das gab mir die Kraft und Nachhaltigkeit meines verzweifelten Widerstandes ein.

Dennoch sollte dieser Widerstand gebrochen, wenigstens ihn zu brechen versucht werden, mit allen Mitteln, die einem Manne in dem Verhältniß meines Vaters zu Gebote standen, und er war wahrhaftig nicht weniger fest in seinen Entschlüssen, als ich. Eines Tages sagte mir mein Vater beim Mittags-

tisch: „Morgen wird Ephraim Narischkin kommen und ich werde Dich mit ihm verloben.“ Ich schwieg. Der nächste Tag kam und mit ihm der pünktliche Geschäftsmann Ephraim Narischkin. Darauf hatte ich noch mit dem letzten Hoffnungsschimmer gewartet: das Bild konnte mich ja getäuscht haben und der Mann in Person vernichtete vielleicht den Eindruck, den jenes Bild auf mich gemacht. Aber ach! es hatte mich nicht getäuscht, es war noch verführerisch schön, mit der Wirklichkeit verglichen, und Ephraim Narischkin, der verlebte, von Habsucht und Geldgier entstellte, erstarrte Mensch mit den tartarisch geschlitzten Augen und dem gelben entnervten Gesicht war kein Mann, den die arme Jane lieben und eben so wenig heirathen konnte.

Als nun mein Vater, seinen Geschäftsfreund an der Hand haltend, zu mir eintrat und sagte: „Hier ist meine Tochter Jane, und hier ist Ephraim Narischkin. Sehet Euch an, Ihr sollt Mann und Weib werden nach den Gesetzen unsers Propheten Moses!“ und als mir nun Ephraim seine Hand bieten wollte, da trat ich zurück und rief: „Nein, mein Vater, ich

heirathe diesen Mann nicht, selbst wenn Du es mir mit des Propheten Moses Stimme selber beföhlest."

Die Scene, die unmittelbar auf diesen Ausspruch folgte, verschweige ich. Genug, am Abend war Ephraim abgereist und ich saß allein in meinem Zimmer, siegreich, aber doch unglücklich über die Maaßen. Von Seiten meines Vaters geschah vor der Hand Nichts, er ließ mir viel Zeit zum Nachdenken und sprach Wochen lang gar nicht mit mir; aber an seinem Gesicht, das ich las wie ein Buch, erkannte ich, daß es trotz Allem, und koste es, was es wolle, beschlossen sei, daß ich das Weib Ephraim Narischkin's werden solle. Ach, da faßte ich in meiner unablässig ringenden Seele auch den unwiderruflichen Entschluß, es nie zu werden, und das sagte ich meinem Vater, als er nach vier Wochen wieder davon zu reden begann.

Meine Beharrlichkeit und Standhaftigkeit schien auf ihn eine große Wirkung zu üben, und er suchte mich, da er mich nicht zwingen und überzeugen konnte, zu überreden, wobei er viele kluge und sogar bittende Worte anwandte. Aber je mehr er sprach und bat, und je klüger die Worte, die von seinen Lippen kamen,

um so entschiedener beharrte ich auf meinem Entschluß. Da ergrimmte mein Vater, und in seiner Leidenschaft sagte er mir Worte, die mich noch heute erbeben machen, wenn ich daran denke, allein auch dieser furchtbare Auftritt beugte mich nicht und ich war und blieb jetzt wirklich hart wie Stein und kalt wie Eis. Das erkannte mein Vater nur zu bald und er schien sich anfangs sogar zu beruhigen und milder gegen mich gestimmt zu werden. Ich sah daraus wohl, wie nahe ihm mein Widerstand ging und daß er mich wirklich liebte und deshalb mit sich selber kämpfte, allein sein starrer eiserner Geist gewann endlich über seine Gefühle doch die Oberhand, und so sprach er zuletzt den Befehl aus, mich seinem Willen zu fügen, und drohte mir mit der schrecklichsten Strafe des Ungehorsams, wie sie der rächende Engel Gottes über die Kinder Israels verhängt, wenn sie dem Willen ihres Vaters entgegenstreben.

Auch dieser Drohung, die mir ungerecht und ohnmächtig erschien, widerstand ich, und mir entschlüpfte in meiner Erwiderung das Wort: ich wollte lieber einsam in die weite Welt hinauswandern, ob-

dachlos und unbeschirmt sein, als in Gold und Brokat gekleidet einhergehen und in Ephraim Narischkin's Prachtsälen sitzen.

„Das sollst Du, so wahr ein Gott im Himmel lebt," rief mein Vater im höchsten Zorn, „Du hast Dir damit selbst Dein Urtheil gesprochen!"

Und so geschah es, doch nicht so rasch, wie ich es erwartet. Noch verging eine lange traurige Zeit und Alles wurde versucht, meinen Geist zu beugen und meinen Widerstand zu brechen. Allein, es blieb Alles vergeblich. Es war, als ob eine innere Stimme mir verbot, meinem Vater zu gehorchen, und die Kraft und Gewalt dieser Stimme war so groß, daß sie mich bezwang. Sie sagte mir, daß ich lieber in die Verbannung gehen und sogar den Fluch meines Vaters mit mir nehmen solle, als das Entsetzliche zu leiden, ein Menschenleben hindurch an der Seite eines ungeliebten Mannes mein ganzes irdisches Dasein zu opfern und Nichts zu sein, als ein geist- und herzloses Wesen, die Sclavin eines meinen Willen und meine Gefühle beherrschenden und unterdrückenden Mannes.

Dieser Stimme gehorchte ich, und so geschah, was geschehen mußte. Wie mein Vater fest und unbeugsam blieb, so auch ich — und so kam endlich der schreckliche Tag, wo mein Vater — mir seinen Fluch auf das Haupt schleuderte und ich — sein Haus und meine Heimat verließ."

Jane schwieg einen Augenblick und starrte, wie seelenlos, düster vor sich hin. Dann aber raffte sie sich wieder empor und fuhr mit gebrochener Stimme also zu reden fort:

„Als ich von meinem Vaterhause schied, war mir zu Muthe, als ob ich die Welt verlassen und mich mit lebendig pulsirendem Blute in das kalte, dumpfe Grab legen müßte, aber doch ging ich, ohne zu zögern; und wäre ich unbedingt dem Tode entgegen geschritten, ich wäre doch gegangen. So kam ich allein in der mir ganz unbekannten Fremde an. Daß eine ältere Schwester meiner Mutter in Hamburg lebte, wußte ich, und so flüchtete ich zu ihr und sie nahm mich menschenfreundlich auf. Natürlich theilte ich ihr mein schreckliches Schicksal mit, und sie tröstete mich, indem sie verhieß, auch ihrerseits

es zu versuchen, meinen Vater zu einer sanfteren Beurtheilung meines Ungehorsams zu bekehren. Allein alle von ihr an meinen Vater gerichtete Bitten blieben fruchtlos — und ich selbst erhielt gar keine Antwort auf meine von Zeit zu Zeit wiederholten und um Milderung seines Sinnes flehenden Schreiben.

So blieb es bis zum vorigen Herbst, wo meine gute Tante starb und mich zur Erbin ihrer kleinen Hinterlassenschaft einsetzte, die hinreichend ist, um meinen geringen Bedürfnissen vollkommen zu genügen. Im letzten Frühling nahm ich wieder diese abgelegene Wohnung, wo ich schon im vorigen Sommer mit meiner Tante gewohnt. Seit dem Tode derselben komme ich nur noch mit wenigen Menschen in Berührung, und hier sah ich nur bisweilen die lieben Töchter meines edlen Wirthes. Ich fürchte mich auch vor den Menschen, denn ich habe das lähmende Gefühl, daß Jeder, der in mein Angesicht sieht, den Fluch erkennt, der auf meine Stirn ausgegossen ist —"

„Nein," unterbrach Reinhold die jetzt so wehmüthig Redende mit laut schallender Stimme, „nein, darin täuschen Sie sich. Ich bin auch ein Mensch

und mit guten Augen begabt, aber ich erkenne und sehe diesen Fluch nicht!"

„Und dennoch macht er sich bei Ihnen bemerklich," fuhr Jane traurig fort, „dadurch, daß Sie, in einem beklagenswerthen Irrthum befangen, Ihr Gefühl auf mich gerichtet haben und so durch mich in den Strudel des Elends gezogen sind, dem ich unterworfen bin."

„Sie täuschen sich abermals," versetzte Reinhold warm, „ich bin nicht mit in den Strudel des Elends gezogen, welchem Sie unterworfen sind, ich bin vielmehr beglückt, daß ich an Ihre Seite gesetzt ward, um Ihnen zu beweisen, daß an einem Fluch, wie er über Sie ausgegossen, Gott keinen Theil hat und das gerade dadurch bethätigt, daß er mir die Liebe zu Ihnen eingeflößt hat, die mich ganz erfüllt."

„Das ist vielleicht Ihr schöner Glaube, aber nicht der meine. Im Gegentheil bin ich überzeugt, daß der auf mich ausgegossene Fluch sich zugleich auf den mit erstreckt, der sein Schicksal an das meine knüpft, und darum — allein darum — kann ich Ihre Liebe nicht erwidern."

Reinhold schaute frohlockend auf. „Wie," rief er, „also einen anderen Grund giebt es nicht? Und ohne jene Furcht würden Sie meine Liebe erwidern?"

Jane, erschrocken, daß sie vielleicht schon zu viel gesagt, beugte schweigend ihr Haupt. Lange und geduldig wartete ihr Freund auf eine Antwort, aber da er keine erhielt, bat er sie wiederholt, ihm eine solche zu gewähren.

„Jane, liebe, theure Jane," sagte er mit rührender Innigkeit, „ich will nicht wiederholen, was ich Ihnen über die wunderbar plötzliche Entstehung meines unauslöschlichen Gefühls bereits gesagt, aber wenn Sie in mein Herz geschaut hätten, als Sie krank auf dieser Stelle lagen, als die Angst der Verzweiflung mich ergriff, Sie, die kaum Wiedergefundene, könnten mir auf ewig entzogen werden — und wenn Sie wüßten, wie inbrünstig ich Gott um Ihre Erhaltung gebeten, wie ich ihm gesagt, daß er mir Alles nehmen und nur Sie, Sie an meiner Seite lassen solle — o dann würden Sie wissen, daß ich nur mit Ihnen glücklich sein und werden kann, und Sie würden auch das Ja mit den Lippen sprechen,

das ich ja doch mit unverkennbar leuchtender Schrift in Ihren Augen blitzen sehe."

„Nein, nein, nein!" fuhr Jane plötzlich heftig auf, „Sie irren sich. Dies Ja blitzt nicht aus meinen Augen, und meine Lippen können es nicht sprechen — um Ihrer selbst willen nicht — denn ich, ich bin zum Unglück geboren, ich weiß, ich fühle es — und wenn ich Sie liebte, ich sage: wenn, dann müßte ich gerade um meiner Liebe willen Sie davor bewahren, mit mir, der Gebrandmarkten, der so tief Erniedrigten, in einer Welt zu leben, die so schön ist und deren Glanz und Pracht ich Ihnen nicht durch meine Traurigkeit und meinen Schmerz verbittern darf. — Nein also, nein, bedrängen Sie mich nicht mehr mit Worten und Blicken, mein Entschluß ist auch hier unbeugsam, mein Nein unwiderruflich, und wie ich einmal bin — das Mädchen, die Jüdin von Stein und Eis — ich — ich kann und darf Ihre Liebe nicht erwidern."

Sie hatte die letzten Worte mit solchem Nachdruck gesprochen, daß Reinhold erblaßte und die Ueberzeugung gewann, daß er wirklich die Wahrheit

gehört. Sein blutendes Herz krampfte sich zusammen, nur sein männlicher Stolz hielt ihn noch aufrecht.

„Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte er nur noch mit einem stillen Seufzer, indem er vom Sopha aufstand und seinen Hut ergriff.

Jane schaute mit starren Blicken auf und sah, daß er sie verlassen wollte. Ihr Gesicht erbleichte, ihr Auge umflorte sich und ihr Busen wogte, wie von einem inneren Sturm bewegt. Aber nur kurz war die schwankende Unentschlossenheit, die sie einen Augenblick zu ergreifen schien. Die linke Hand auf ihr laut schlagendes Herz pressend und das Auge von ihm abwendend, als wolle sie sich der Einwirkung seiner Blicke entziehen, sagte sie mit einem Seufzer, in dem sich ihre ganze Seele auszuhauchen schien:

„Mein letztes, ja! Und Sie wollen gehen — ich sehe es. Gut, lassen Sie mich heute allein, ich habe noch viel zu thun.“

„Wohl, ich gehorche. Für heute! Darf ich denn aber morgen wiederkommen, wenn ich nur als Ihr Freund komme?“

Sie wandte den Kopf wieder zu ihm hin. Ein himmlisch sanftes Lächeln flog über ihre reinen Züge und schon streckte sich unbewußt ihre Hand nach der seinen aus. „Nur als mein Freund?" fragte sie mit schmelzender Stimme. „Ja, als der werden Sie mir immer willkommen sein, denn meine Freundschaft — die löscht kein menschlicher Fluch aus — die habe ich Ihnen auf ewig gegeben."

„Also ich darf morgen kommen?" wiederholte er mit leuchtenden Blicken.

Jane stützte die Stirn in die Hand und sann eine Weile nach. „Morgen!" hauchte sie, als ob sie zu sich selbst spräche. „Morgen! Ja, kommen Sie — ob Sie mich aber finden werden, das — weiß ich nicht!"

„Was heißt das?" fragte Reinhold, von Neuem in Unruhe gerathend.

Jane schaute sinnend vor sich nieder. „Es heißt was ich spreche. Ich möchte allein sein. Gehen Sie!" eigentlich nichts," sagte sie leise. „Ich weiß nicht mehr."

„Und darf ich nicht einmal mehr Ihre Hand an meine Lippen drücken?"

„Hat denn das eine so große Bedeutung für Sie?“ fragte sie nach kurzem Besinnen. „Nun denn — da haben Sie meine Hand — o mein Gott! — Gehen Sie rasch — rasch — ich muß — ich muß allein sein!“

Reinhold drückte die warmen Hände, die er beide ergriffen, wiederholt an seine heißen Lippen. Dann riß er sich los, und ohne noch einen Blick in die ihn mit einem wunderbaren Ausdruck betrachtenden, oder vielmehr verschlingenden Augen zu werfen, verließ er schnell das Zimmer und stieg langsam, schwer bedrückt, als laste auch auf ihm schon ein Theil des schrecklichen Fluches, wie sie es vorher gesagt, den Berg hinauf.

Drittes Capitel.

Doctor Strahl war zwar ein kluger und scharfsichtiger Mann, aber dennoch hatte er, in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks und, durch die überraschende Art und Weise, wie Jane seinem lebhaften Andringen widerstand, außer Fassung gesetzt, nicht gesehen, was bei dem letzten Theil der eben beendigten Unterredung in der aufgewühlten Seele der armen Jane vorging, so deutlich es auch ein unbefangener Beurtheiler der Sachlage in ihrem ganzen Wesen und namentlich in dem schwimmenden Blick ihres Auges ausgeprägt gefunden hätte. Nein, er war dieser unbefangene Beurtheiler nicht gewesen, und so hatte er nicht gesehen, was zu sehen war; nur ganz seinem Schmerz hingegeben, der ihn mit blutender Seele von ihr wegtrieb, während er ihn

gerade an ihre Seite hätte fesseln sollen, schritt er wie ein Träumender den Berg empor und, von den unsäglichen Qualen gefoltert, wie sie ein Mensch zu erdulden hat, der seine Hoffnungen unrettbar in die kalte Meerestiefe versinken sieht, kam er wie ein zum Tode Ermüdeter oben im Hause an.

Die Unterredung mit Jane hatte lange gedauert, viel länger als er selber wußte, und so war die Frühstückszeit längst vorüber, als er über die Schwelle des gastlichen Hauses schritt. Glücklicherweise sah Niemand ihn kommen, da die Schwestern einen Besuch in der Nachbarschaft abstatteten, und so erreichte er sein Zimmer ungehindert. Hier angekommen, warf er sich erschöpft auf sein Sopha, um sich nun erst recht dem qualvollen Schmerz seines Innern hinzugeben.

Wir wollen den trostlosen Zustand unseres Freundes hier nicht näher zu schildern versuchen, er liegt offen genug zu Tage und erklärt sich von selbst; aber das müssen wir zu seinen Gunsten anführen, daß er diesem Schmerze nicht erlag, als geistesstarker Mann sich vielmehr zu fassen suchte und so mit dem Auf-

gebot seiner ganzen Willenskraft auch bald die Ruhe wiedergewann, die in traurigen Lebenslagen, wie er sie jetzt zu erdulden hatte, durchaus nothwendig ist, wenn das Leben den denkenden Menschen nicht wie einen Spielball behandeln und ihn auf seiner kalten unbarmherzigen Woge maschinenartig auf und ab schleudern soll.

Plötzlich, nachdem er seine ganze Lage so klar überschaut, wie es ihm möglich war, sprang er vom Sopha wieder auf, um einen eben in ihm entstandenen Entschluß auszuführen. Es war ihm unmöglich erschienen, heute Mittag mit der harmlosen Familie wie gewöhnlich das Mahl zu theilen und den Blicken und Fragen der einzelnen Mitglieder derselben ausgesetzt zu sein. So schrieb er hastig einige Zeilen, worin er seinen Wirth benachrichtigte, daß er einen nothwendigen Gang in die Stadt vorhabe und daß er erst am späteren Abend nach „Schillings-Lust" zurückkehren werde.

Diese Zeilen gab er einer der Mägde, und gleich darauf verließ er das Haus und den Park, aber nicht, um in die Stadt zu gehen, die ihm mit ihrem Lärm

ihrer Rastlosigkeit und Menschenfülle zuwider war, sondern um in's Freie zu wandern und in Gottes frischer Natur sich selbst wieder zu finden und sein zerrüttetes Gemüth wieder in das richtige Gleichgewicht zu versetzen.

Und ja, er fand sich und das Gleichgewicht seiner Seele wieder. Die stundenlange Bewegung that ihm unendlich wohl. Er war nach Blankenese gegangen und hatte dort sogar eine leichte Speise genießen können. Gegen Abend erst, als die Dämmerung bereits eingetreten war, kehrte er zurück, und als er sich Oevelgönne endlich näherte, war es ganz dunkel geworden und aus allen Häusern unten am Strande schimmerte schon das trauliche Licht, um das sich die Bewohner des Dorfes Abends zu sammeln pflegen. Da, als er die einzelnen Fenster in verschiedenen ihm bekannten Häusern herüberleuchten und ihn gleichsam nach dem Strande hinabwinken sah, fühlte er plötzlich sein Herz von einer wunderbaren Sehnsucht ergriffen. Nein, er konnte noch nicht nach Hause und wieder unter Menschen gehen. Er mußte noch einmal ihr Fenster sehen und in der Nähe ihrer

Wohnung einen Athemzug thun, um ihr so wenigstens im Geiste einen guten Abend zu bieten.

Kaum war der neue Wunsch in ihm lebendig geworden, so wurde er ausgeführt. Auf dem nächsten Wege stieg er nach Oevelgönne hinab, durchschritt das ganze Dorf und langte endlich vor dem vergitterten Garten des kleinen Hauses an. Wie man die Nachts verschlossene Pforte öffnete, wußte er, und so befand er sich bald in dem grünen Vorgarten, der unmittelbar vor Jane's Hause lag.

Unbeweglich stand er jetzt in dem tiefen Schatten eines laubreichen Baumes und starrte mit trunkenen Augen auf das einsame Häuschen hin. Die Fenster des unteren Stockwerks waren finster, aber oben in Jane's Schlafkammer schimmerte Licht hinter den herabgelassenen Vorhängen. Daß sie noch nicht schlafe, nahm er als gewiß an, dazu war es noch viel zu früh; also las oder schrieb oder arbeitete sie, was sie häufig im Schlafzimmer that, wie er wußte, wenn sie sich recht in sich selbst zurückziehen und von Niemandem mehr gestört werden wollte.

Tiefe, heimliche Stille herrschte um den einsa-

men Mann. Hinter ihm zog sich unter dem lichten Sternenhimmel die stark fluthende Elbe wie eine breite, graue, die Sterne wiederspiegelnde Schlange hin. Durch die dunklen Baumschatten im Vordergrunde schimmerten in den kleinen Wohnhäusern helle Lichter und deuteten auf das Leben und Regen der darin Wohnenden hin. In seiner unmittelbaren Nähe regte sich kein Blatt, nicht der leiseste Windzug strich hörbar durch das leichtbewegliche Laub. Dort oben hinter dem weißem Vorhange saß die arme Jane, mit Gott weiß welchen unruhigen Gedanken beschäftigt, und hier unten stand er, der sehnsuchtsvoll emporblickende Mann — o welcher Reiz, welche Poesie lag auf dem ganzen kleinen Nachtbilde, das so ruhig, so still, so heilig ruhig und still erschien, und doch brausten ungestüme Leidenschaften, schmerzliche Gefühle und unerfüllbare Wünsche in Beider Herzen, die alle Unruhe und Rastlosigkeit in sich aufgenommen zu haben schienen, die aus der sanft schlummernden Natur gewichen war.

Lange stand Reinhold unter dem Schatten seines Baumes und lange schaute er nach dem hellen Fenster

empor, dessen Licht unbeweglich blieb, wie auch lautlose Ruhe in dem stillen Zimmer herrschte. O welche Gedanken wurden da unter diesem Baume ersonnen, welche Gefühle wurden in der pochenden Brust laut, die da still zu athmen schien und doch so bittere Empfindungen barg! Wer schildert sie und wer könnte sie schildern, auch wenn er sie selbst einmal erlebt und empfunden hätte! Nein, es ist unmöglich, zu sagen, welches Weh, und doch welche Lust in jeder pulsirenden Blutwelle kocht und gährt; es ist unmöglich, das Sinken und Steigen des Hoffnungsankers anzudeuten, der an dem feinen Faden des zuckenden Herzensnerven zu hängen scheint; es ist unmöglich, die Ebbe und die Fluth der Wünsche und der Sehnsucht anzugeben, welche die Seele bald in die Höhe schnellt, bald sie wieder in die Tiefe reißt, um das seltsame, unbeschreibliche Phänomen bildlich darzustellen, welches sich eben nur in der Seele des armen Menschen erzeugt, wenn sie nach der Seele eines anderen Menschen trachtet, und eine unsichtbare und doch nur zu fühlbare Scheidewand vorhanden ist, die beide auf ewig von einander zu trennen scheint.

Nein, es wird auch nicht nöthig sein, diese Gedanken und Empfindungen zu schildern, denn wer hätte nicht einmal schon selbst in tiefdunkler Nacht unter dem Fenster eines geliebten Wesens gestanden und die mit schauerndem Schmerz verbundene Wonne empfunden, einem so theuren Wesen so nahe zu sein und es doch nicht begrüßen und mit den Gefühlen seiner Brust bekannt machen zu dürfen! —

Nur mit großer Mühe und immer wieder stillstehend oder, wenn er schon ein paar Schritte vorwärts gethan, auf seinen Standpunkt zurückkehrend, riß Reinhold sich endlich von dem Orte seiner Beobachtung los. Tausend Grüße nur sandte er noch im Stillen empor, tausend Küsse hauchte er den Lüften ein, um sie ihr auf unsichtbaren Schwingen zuzutragen, und als er endlich seinen Weg nach Hause antrat, da war ihm zu Muthe, als habe er die ganze Welt voller Leben und Glück hinter sich gelassen und als wende er sich nun einer trostlosen Oede voller Entsagungen und Entbehrungen zu.

Dennoch aber sollten unserem armen Freunde die letzten Stunden dieses Tages viel ruhiger und gemüthlicher verfließen, als er es nach dem heute erlebten hatte erwarten können. Als er am späten Abend in den traulichen Familienkreis eintrat, ward er mit einer so natürlichen Harmlosigkeit und einer so sichtbaren Freude empfangen, daß sich die Nachwehen des voraufgegangenen Sturmes in seiner Brust bald beruhigten und er fast ganz in das friedliche Geleise früherer Tage einlenkte. Nachdem man ihn mit lebhaften Fragen bedrängt, wie er den lieben langen Tag von dem Hause getrennt verlebt und nachdem er einen Bericht abgestattet, der allerdings von der Wahrheit ein wenig weit abwich, fiel ihm eine ungewöhnlich heitere Stimmung der beiden Schwestern auf, die sich namentlich durch ihm unergründliche Anspielungen auf ihm noch unbekannte Verhältnisse und eine glückliche Wendung des Menschenlebens bezog. Daß man hierbei am wenigsten Jane Norrmanson im Auge hatte, wurde ihm bald klar, aber so sehr er sich bemühte, den eigentlichen Kern der Sache zu ergründen, und so geschickt er die Schwestern und

selbst deren Vater zu bestimmten Antworten zu veranlassen wußte, es gelang ihm die Lösung des kleinen Räthsels nicht, und erst in späterer Stunde wurde ihm der Vorhang des so treu bewahrten Geheimnisses gelüftet.

Als die heiteren Mädchen ihn mit neckischen Gute-Nachtgrüßen entlassen und ihm recht stolz-freudige Träume gewünscht, stieg er nach seinem Zimmer empor, und hier wurde er denn allerdings auf eine unerwartete Weise überrascht. Auf dem Kopfkissen seines Bettes nämlich lag ein großer mit einem königlichen Wappen verschlossener Brief, und auf der Adresse desselben las Reinhold, als er ihn in die Hand nahm: „An den Königlichen außerordentlichen Professor der medicinischen Facultät an der Universität zu X X X, Herrn Dr. Reinhold Strahl.“

Ja, dieser Brief, seine Ernennung zum Professor enthaltend, war am Nachmittag dieses Tages in seiner Abwesenheit aus seiner Heimat angekommen, und die Mädchen wollten ihn nicht nur strafen, daß er sie so lange allein gelassen, sondern ihm auch eine recht angenehme Nacht bereiten, und so hatten sie ihm nichts

von dem Briefe gesagt, sondern denselben auf sein Bett gelegt, nachdem sie sehr bald den Inhalt desselben aus seiner Adresse errathen hatten.

Reinhold freute sich über die sinnige Art und Weise der lieben Mädchen fast mehr, als er sich in seiner jetzigen Stimmung über den Inhalt des Königlichen Schreibens freuen konnte. Allerdings würde derselbe zu einer anderen Zeit einen bedeutenden Einfluß auf ihn geübt und sein Herz erhoben haben, heute aber, nach einem solchen Tage, war er, konnte er nur ein oberflächlicher sein und es mußten erst ruhigere Zeiten eintreten, um ihn zur vollen Erkenntniß des ihm zugewandten Geschenkes kommen zu lassen.

Am nächsten Morgen aber, als er von den Hausgenossen freundlich beglückwünscht und „Herr Professor" angeredet wurde, kam doch schon der Vorgeschmack der künftigen Freude, und so begann der neue Tag mit einem schwachen Hoffnungsstrahl, daß der Verlauf desselben vielleicht ein günstigerer werden könnte, als der gestrige gewesen war.

Um acht Uhr verließ der Vater wie gewöhnlich mit den Kindern zugleich das Haus, um nach der

Stadt zu gehen, und bis zehn Uhr blieb der neue Professor bei den Schwestern sitzen, die ihn, im begonnenen Scherze fortfahrend, baten, heute einmal recht gelehrt zu sprechen, damit seine neue Würde ihnen so einleuchtend wie möglich werde. Durch solcherlei Unterhaltung mehr erheitert, als er es für denkbar gehalten, verging ihm die Zeit schnell, und bald genug war die Stunde herangekommen, in der er seinen gewöhnlichen Gang nach dem kleinen Hause anzutreten pflegte.

Margarethe und Bertha trieben ihn selbst an, als er noch einige Minuten zögerte, sich nicht zu verspäten, und so schied er von ihnen und schritt langsam und sinnend den Berg hinunter.

Aber kaum war er mit sich allein, so befiel ihn die alte Unruhe wieder und die Frage stellte sich bei ihm ein: „Wie wirst Du Jane heute finden? Wird sie ruhiger und weicher gestimmt sein als gestern? Und werde ich selbst, Auge in Auge ihr gegenüber, die Freundschaft, innerhalb deren Grenzen ich mich zuerst bewegen will, auf die richtige Weise an den Tag legen können, ohne mich wieder von meiner Leiden=

schaft hinreißen zu lassen und mit ungelenker Hand in die zarten Saiten ihrer Brust zu greifen? O, o," sagte er sich dann, „ich habe ja heute ein neues Beruhigungsmittel in Bereitschaft. Sie weiß ja noch nicht, daß sie heute ein Professor besucht, und daß ich es einst werden würde, darauf hat sie sich schon lange gefreut, und so wird die unerwartete Nachricht ihr gewiß angenehm sein."

Mit solchen Gedanken kam Reinhold heute dem kleinen Hause näher und näher. „Ob sie mich wohl erwartet, mich vielleicht schon aus der Ferne kommen sieht?" fragte er sich wieder. „O, wie würde ich mich freuen, wenn ich sie wieder am Gitterthor stehen und — vielleicht doch nach mir ausschauen sähe!"

Aber nein, die Freude sollte ihm diesmal nicht zu Theil werden. Das Gitterthor lag geöffnet vor ihm, aber keine liebe Gestalt war in demselben sichtbar. Er schritt langsam durch dasselbe in den Garten hinein, aber auch der Garten war leer und Niemand war in der Nähe des kleinen Hauses, vor dem er nun stand, zu sehen.

O! und was war denn rings um ihn her plötz-

lich in der Luft vorgegangen? Wie, hatte er bisher gar keine Augen dafür gehabt? Wo war denn die heitere Sonne geblieben, die heute Morgen so klar aus dem blauen Aether herniedergeblickt hatte? Ja, sie war ganz heimlich und unbemerkt verschwunden, der vorher so lichte Himmel war in ein trübes Grau gehüllt, und die Elbe schien in der dunstigen Luft schwer und träg dahinzufließen, wie auch kein bunt bewimpeltes Schiff heute auf ihrem Rücken zu erspähen war.

Reinhold faßte mit Gedankenschnelle das trübe Bild in sich auf und schaute sich dann im Garten vor dem kleinen Hause um. War Jane heute noch gar nicht im Freien gewesen? Wo war die Gießkanne, die sie um diese Zeit in Thätigkeit zu setzen pflegte? O, sie brauchte sie heute nicht, das hatte die Kluge, Bedächtige gewiß vorhergesehen. Es war ja so schwül in der Luft, der ganze Himmel mit Wolken bezogen, und ganz gewiß, der Regen mußte noch vor Mittag niederströmen, die lieben Rosen, die Nelken, die Reseda zu erfrischen und zu laben, für deren Wohl Jane sonst so eifrig sorgte.

Solche Gedanken zogen im pfeilschnellen Fluge durch des jungen Professors aufgeregten Sinn, aber noch schneller folgten ihnen andere, und sogar noch trübere:

„Aber wie?“ fragte er sich plötzlich. „Wo ist denn Jane? Das Haus ist verschlossen. Die Gartenthür ihres Saales scheint noch gar nicht geöffnet gewesen zu sein — die Jalousien desselben sind herabgelassen — wie gestern Abend. Was bedeutet denn das? Wo ist — o, wo ist Jane? Sie wird doch nicht wieder krank sein und oben in ihrem Schlafzimmer liegen?“

Von einer neuen und nicht minder qualvollen Gemüthswoge auf und nieder geschleudert, trat Reinhold an die Seitenpforte des Hauses zurück und schellte. Er mußte etwas lange warten, bis er im Innern des Hauses einen Schritt wahrnahm, der von der knarrenden Treppe langsam herunter kam. Nein, so schwer, so langsam, so müde und träge ging Jane, die mit unsichtbaren Flügeln Beschwingte, nicht! — Endlich wurde die Thür geöffnet und die alte Rebecca, zum Ausgehen angekleidet, erschien vor seinen Augen.

Das Erste, was Reinhold außerdem an ihr sah, waren zwei Briefe, die sie in der linken Hand hielt.

„Ach guten Morgen, Herr Doctor!“ rief sie heiter aus.

Der Ton dieser Stimme beruhigte den Aufgeregten schon etwas mehr, als das Gesicht der Alten, das, als er es genauer durchforschte, eine ganz eigenthümliche Bedrücktheit wahrnehmen ließ.

„Nun, Rebecca, was giebt es?“ fragte er hastig. „Sie sehen ja so seltsam mißgestimmt aus.“

„Ach Gott gerechter!“ lautete die Antwort. „Warum sollte ich auch nicht mißgestimmt sein, da ich ja gar nicht gewohnt bin, allein in diesem Hause zu verweilen!“

„Allein? Wie denn? Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, ahnen Sie es denn nicht? Mein Kind, mein liebes Kind, die Jane hat mich ja verlassen und ist fort —“

„Fort?“ rief Reinhold erschrocken, als hätte ein unsichtbarer Schlag ihn mitten in's Herz getroffen. „Fort ist sie? Wohin denn?“

„Mit einem Dampfer oder auf der Eisenbahn

— irgend wohin — ich weiß es ja selber nicht. Schon um sechs Uhr heute Morgen ist sie nach Altona gegangen und ihre kleine Reisetasche hat sie sich selbst getragen."

„Jane fort? War das möglich?" fragte sich Reinhold wie im Fluge. „Also Sie wissen es nicht, wohin sie gegangen ist?" wiederholte er noch einmal laut.

„Gott gerechter! Nein, ich weiß es nicht und sie wollte es mir nicht sagen. Auf meine Bitten erfuhr ich nur, daß sie wahrscheinlich erst nach drei Tagen wiederkommen werde — und das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann. Doch, Sie werden es ja bald erfahren. Ich habe hier zwei Briefe, und der eine davon ist an Sie gerichtet. Ich wollte ihn eben Ihnen bringen und den anderen auf die Post tragen, wie sie mir befohlen hat."

Reinhold hatte schon beide Briefe in der Hand. Der eine, an ihn adressirt, war ein kleiner, leichter Brief, in ein Couvert von zartem Papier eingeschlossen; der andere war groß und schwer und die Adresse lautete: „Jenny Levinson in Gothenburg."

Der erste Schreck war überstanden und nun faßte sich unser Freund; er hielt ja einen Brief von ihr in der Hand, den ersten, den er von ihr empfing, und der mußte ihm ja den begehrten Aufschluß geben.

Ich werde den Brief nach Gothenburg selbst auf die Post bringen," sagte er nach einiger Ueberlegung. „Sie brauchen deshalb nicht auszugehen. — Sonst haben Sie mir also nichts zu melden?"

„Nicht das Geringste, Herr Doctor, als daß ich von ganzem Herzen betrübt bin. Sie können sich das wohl denken. Das gute Kind hat mich nie allein gelassen und ist noch niemals verreist, so lange sie mit mir zusammen lebt. Ach Gott, was das Alles zu bedeuten hat! Sie war ja so sehr traurig, schon die liebe lange Zeit hindurch, und nur, wenn Sie bei ihr waren, lebte sie wie eine Blume auf, die frisch Wasser bekommt."

„So!" sagte mit bebender Stimme Reinhold, dem die Briefe in der Hand immer schwerer zu werden schienen, als ob ihr Inhalt ihm immer verhängnißvoller, gewichtiger würde. „Nun," fuhr er fort, „ich werde alle Tage wiederkommen und mich erkun-

digen, ob Fräulein Jane noch nicht zurück ist. Bis dahin leben Sie wohl."

„Adieu, Herr Doctor! Ach, kommen Sie recht bald wieder, es ist doch ein Trost für mich!"

Reinhold hatte sie schon verlassen und war mit wankenden Schritten — er wußte kaum, wohin er ging — durch den Garten, die Treppe hinab, nach dem Platz unter der Pappel gegangen. O, welche Gefühle tobten nun erst in seiner Brust! Konnte er glauben, was er so eben gehört? War Jane wirklich fort? Ja, er mußte es glauben, weil es wahr war, so sehr sich sein Herz auch gegen diese bittere Wahrheit sträubte.

So saß er nun unter der Pappel allein und sah mit starren Blicken auf das friedlich vor ihm liegende Landschaftsbild hinab. O, es war nicht mehr so friedlich und schön in seinen Augen wie sonst. Wo war das glänzende Feenschloß seiner stolzen Träume geblieben? Kam ihm nicht Alles, was er um sich sah, vor wie Tand, wie eine menschenleere Wüste, wie ein unverständliches wirres Chaos? Ja, nur wenn der Mensch glücklich ist — und jetzt war er es gewiß

nicht — erscheint ihm die Natur schön, verständlich, bewunderswerth, aber wenn er unglücklich ist — und das war er jetzt in vollem Maaße — dann ist sie ihm mit allen ihren Reizen wüst und todt. Und todt war jetzt vor ihm wie in ihm Alles, Alles, und während er sich das selbst zu sagen schien, starrte er noch immer auf den an ihn adressirten Brief hin, den er in der Hand hielt, während er den anderen in die Tasche gesteckt hatte. Ja, er starrte auf seinen eigenen Namen hin, als könne er nicht begreifen, wem dieser Name gehöre, was er bedeute. Und doch war er so deutlich, mit einer festen klaren Handschrift geschrieben, die nichts Weibisches an sich hatte, die charakteristisch, fast männlich war, wie der unbeugsame Charakter selbst, der in dieser ächt weiblichen Hülle wohnte. O, was mochte in diesem Briefe stehen, den er kaum zu öffnen wagte, da er ihm wie ein geheimnißvolles Heiligthum erschien! Ja, was mochte in dem Briefe stehen! Der feste, willensstarke Geist des edlen Mädchens — konnte er sie nicht zu einem bedeutsamen, verhängnißvollen Schritt veranlaßt haben? Was würde er erfahren, wenn er ihn

öffnete und las, was sie nur ihm, nur ihm allein vielleicht zu sagen hatte?

Endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er das Siegel zu lösen beschloß. Er that es behutsam, um nichts an dem Aeußern des so schön gefalteten Briefes zu verletzen. Und da — da hielt er das kleine Blatt in der Hand, schlug es auf und sah, daß es nur ein Gedicht von vier Strophen enthielt, und dieses Gedicht trug die Ueberschrift: „Abschiedsgruß!"

Abschiedsgruß — an ihn, den Freund ihrer Seele gerichtet — o! Abschied! Welch' schreckliches Wort für den, der bei seiner Ankunft ein begrüßendes, willkommen heißendes erwartet und nun mit einem Abschiedsgruß empfangen wird! Ja, Abschied unter Umständen, wie sie hier vorlagen, ist ein momentaner Tod, ein Stehenbleiben, ein Rückwärtsgehen der Gedanken, der Empfindungen, die Sterbeglocke glücklicher Tage und Stunden! Abschied unter solchen Umständen ist Trennung vom Glück, vom Leben, denn nur im Glück, im Bewußtsein desselben beruht das Leben. Abschied ist ein Aufhören, ein Aussetzen des gesunden Pulsschlages, der das Fieber der Ungewiß-

heit des Wiedersehens verkündet, ist Krankheit der Seele, ist Lähmung des Geistes! — O ja, Abschied, wer hat die ungeheure, durch nichts zu versüßende Bitterkeit desselben nicht schon empfunden, wenn man Abschied von seiner Liebe nimmt, und solchen Abschied, wie Reinhold ihn jetzt erlebte, wo nicht einmal ein einziger Händedruck noch gereicht wird, wo die Lippe kein Wort sprechen darf von dem, wessen das Herz so überfließend voll ist, wo das dumpf schlagende Herz sich verblutet in ohnmächtigen Wünschen und das kluge Auge nicht einmal eine Thräne vergießen kann, die aus der versiegenden Seelenquelle stammt!

Und wie lautete nun Jane's Abschiedsgruß an ihren Freund? Leser, urtheile, wie Reinhold bei dem Lesen dieser Zeilen zu Muthe werden mußte, denn sie lauteten:

Abschiedsgruß.

Der Traum ist aus! — Schwarz sinkt die Nacht hernieder,
Und hüllt die Zukunft mir in Qual und Graun;
Geschlossen ist das süße Buch der Lieder,
Und nur die Wirklichkeit ist noch zu schaun.
Die aber ist so öd' und grau und kalt,
Daß sie mich schaudernd packt — o, stürb' ich bald! —

Nur Eins ist mir von Allem noch geblieben,
Das ist in Wüstenei ein Labequell;
Denn wo der arme Mensch nicht mehr darf lieben,
Da leuchtet ihm die Freundschaft rein und hell.
In ihrem Tempel will ich fortan knieen
Und für Dich beten, bis mir Gott verziehen.

Und er, er wird verzeih'n! Schon fühle ich
Sein göttliches, unsäglich süßes Walten.
Auch ich bin ja sein armes Kind — auch mich
Wird er an seinem Vaterherzen halten.
So hat die Freundschaft doch mir Glück gebracht,
Wie ich es mir so schön, so groß gedacht!

Leb' wohl, mein Freund! Bis wir uns wiederseh'n,
Hat sich das Dunkel in uns aufgelichtet;
Der wilde Sturm hat aufgehört zu weh'n,
Und unser Blick ist fest auf Gott gerichtet.
Drum traure nicht. Was Du in mir verloren,
Wird neu Dir einst aus Deinem Geist geboren! —

In tiefes Sinnen verloren, saß Reinhold unter der alten Pappel und hörte und fühlte nicht, daß es in den Blättern über ihm zu flüstern und zu rauschen begann, denn die Wolken hatten sich allmälig geöffnet und weinten ihre Ueberfülle auf die durstige Erde aus. Zehnmal las er die Verse, zehnmal fragte er sich, was sie enthielten, was sie enthalten sollten, denn was er aus ihnen las, war nichts als

der traurigste Abschied, der sich denken läßt, und der schwache Trost, den sie spendeten, war gar kein Trost für ihn, den so gränzenlos Trostlosen. Nein, er begriff den räthselhaften Inhalt nicht. Nur Freundschaft, Freundschaft verhieß er ihm. Er sprach auch vom Wiedersehen — aber sein Geist sollte ihm wiedergeben, was sein Herz mit Jane verloren? War das möglich? Nein, das konnte sie selbst nicht glauben, und ihm konnte sie es am wenigsten glauben machen wollen.

Wie er noch nachdenklich so an dem Tische saß, wo er früher so oft in ernsten und frohen Gesprächen mit Jane gesessen, fiel ihm plötzlich der zweite Brief ein und er zog ihn rasch aus der Tasche, um ihn zu betrachten und wenigstens mit der Hand zu wägen, da sein Auge nicht hineinschauen und den Inhalt entziffern konnte. O, er war schwer, sehr schwer, und es waren gewiß viele und bedeutsame Worte darin enthalten. Aber welche Worte, von welcher Bedeutung?

O, hätte er diese bedeutsamen Worte lesen können, sie würde er gewiß leichter begriffen haben als die an ihn selbst gerichteten. Er hätte gewiß gejauchzt, frohlockt, er wäre vielleicht glücklich, ja, glücklicher

als in seinem ganzen bisherigen Leben gewesen. So aber wußte er nicht, was darin stand und — das war vielleicht auch gut für ihn, denn das Schicksal, das ihm einmal beschieden war, sollte ihm auf eine andere Weise klar werden, und die Vorsehung sendet das Schicksal nach ihrer Art und wir müssen es dankbar annehmen, wie es ist, wie es kommt und was es bringt — es ist, kommt und bringt stets auf eine andere Weise, als wir es denken, als wir es uns wünschen, und erst wenn es sich ganz und voll erfüllt hat, erkennen wir arme Menschen, daß es so am besten war und daß es vielleicht gar nicht anders kommen konnte. —

Plötzlich rauschte es stärker in den Blättern der alten Pappel über dem Haupte des in tiefem Sinnen Verlorenen, und zum ersten Male schaute er achtsam auf die äußeren Vorgänge in seiner Umgebung. Der Himmel über dem Lande und Flusse war dunkel, wie sein Herz, und der Regen strömte heftig hernieder. Da stand er endlich auf, und trotz des anhaltenden Regens ging er doch nach dem nahegelegenen Posthause, gab den Brief an Jenny Levinson in

Gothenburg ab, und nun erst kehrte er eilig nach Hause zurück, um der verwunderten Familie in „Schillings-Lust" die unerwartete Botschaft mitzutheilen, daß Jane Norrmanson auf drei Tage verreist und daß selbst die alte Rebecca nicht wisse, wohin sie gegangen sei.

Drei Tage der Erwartung, der Sorge, des Kummers, und nur mit wenig Hoffnung untermischt — o wie lange scheinen sie dem ungeduldigen Menschenherzen zu dauern! Das sollte Reinhold Strahl diesmal im ganzen Umfange erkennen. Ja, er — aber wir, wir wollen uns diese drei schrecklich langen Tage durch etwas Anderes versüßen und verkürzen, denn uns ist der schwer wiegende Brief an Jenny Levinson nicht verschlossen, wir dringen mit neugierigem Auge hinein und lesen das Wunderbare, Herrliche, was die arme Jane der treuen Freundin in der Heimat aus ihrem übervollen Herzen zu berichten, und woraus wir erfahren werden, nicht allein warum sie so plötzlich ihr kleines Haus an der Elbe verlassen hatte, sondern auch mit welchen Gedanken und Empfindungen sie in dasselbe zurückkehren wird.

Viertes Capitel.

Meine liebe, liebe Jenny!

Ach, es ist lange her, daß Du keine Zeile mehr von Deiner Jane erhalten und keinen Blick in ihr gequältes Herz geworfen hast! Nun aber ist es Zeit, hohe Zeit, daß ich wieder an Dich herantrete und Dir meine Seele ergieße, denn sie ist übervoll und bedarf der Mittheilung sehr. Ja, meine Jenny, ich habe Dir viel zu sagen und zu klagen, mehr als je vorher, das wirst Du einsehen, wenn Du diesen Brief zu Ende gelesen hast, der gewiß lang wird, denn heute kann ich mich nicht kurz fassen wie sonst, heute muß ich recht ausführlich sein, damit Du eine Einsicht in meine seltsame Lage und in die noch seltsamere Stimmung meines Innern gewinnst.

Doch Du fragst zuerst, warum ich Dir so lange

nicht geschrieben habe? Meine liebe Freundin, was sollte ich schreiben, da mir nichts Neues begegnet war? O, wie Du weißt, floß ja mein Leben still und friedlich wie ein klarer Bach hin, in den ferner kein Stein geworfen ward, nachdem er seinen jähen, brausenden Fall von der Höhe des starren Felsens vollbracht hatte. Ja, es floß noch immer und lange so still und ungestört dahin, wie ich es Dir früher geschildert; ich lebte zwar kaum, was man eigentlich leben, das heißt auch genießen, nennt, aber ich vegetirte doch wie eine empfindungslose Pflanze, welche die nöthige Nahrung und das erforderliche Sonnenlicht hat, und eine solche Pflanze ist vielleicht glücklicher in ihrem bewußtlosen Sein, als wir Menschen, wenn wir von unseren Empfindungen erdrückt und von dem Bewußtsein unsers gefolterten Daseins zerrissen und zermalmt werden. Seit wenigen Wochen aber, meine Jenny, ist es anders mit mir geworden, ganz anders; die vegetirende Pflanze ist aus ihrem gedankenlosen Schlummer zum Bewußtsein erwacht, und mein Lebensbach fließt nicht mehr so still und ruhig dahin. Es sind wieder Steine und sogar

Ja, meine Jenny, um einen Mann handelt es sich, mit dem ich hier zusammengetroffen bin, um einen Mann, der ebenfalls etwas ganz Anderes ist, als andere Männer, und der noch dazu ein Christ ist — der erste Christ, der in meine unmittelbare Nähe trat, der sein Auge auf mich lenkte und das Wort an mich richtete, und mit beiden eine ganz wunderbare, bisher mir noch unbekannte Wirkung auf mich übte.

Aber wie soll ich Dir diesen Mann wohl schildern oder malen, damit Du ein richtiges Bild von ihm erhältst? Das ist schwer, viel zu schwer für mich, als daß ich es leisten könnte; doch will ich es versuchen und Dir zuerst erzählen, wie er mit mir zusammengetroffen ist.

Ich saß eines Tages, bald lesend, bald nähend, am Fenster meines kleinen Saales, da verdunkelte plötzlich ein Schatten, der von außen hereinfiel, meine Arbeit und mein Buch. Als ich aber verwundert die Augen erhob, um die Ursache dieses Schattens zu ergründen, da sah ich, wie durch eine göttliche Eingebung fast hellsehend geworden, daß der Schatten

eigentlich kein Schatten, sondern ein Licht war, ein strahlendes, helles Licht, und mein dunkles Innere ward wie durch einen wunderbar leuchtenden Stern plötzlich in Glanz und Sonnenschein getaucht.

Denn siehe, draußen vor dem Thürfenster stand die gute Margarethe, die älteste Tochter meines Wirths, und neben ihr ein Mann, wie ich noch keinen gesehen und wie ich mir noch nie einen vorgestellt hatte. Er war groß, schlank und blond, aber nicht so blond, wie viele Männer bei uns in Schweden sind. Seine Gesichtszüge kann ich Dir nicht beschreiben und nur im Allgemeinen sagen: sie boten im Einzelnen nichts Ungewöhnliches dar. Aber das Ganze, das Ganze dieses hellleuchtenden Gesichts, — wie soll ich Dir das schildern, um Dir einen rechten Begriff davon zu geben? O, das ist mir nicht möglich, denn ich weiß keinen passenden Ausdruck dafür. Was ich aber sagen kann, ist Folgendes: sein Gesicht war nicht schön, nein, auch nicht durch Farbe oder Schnitt besonders ausgezeichnet, aber dafür war es auf eine seltene Weise belebt, frisch, freundlich, wohlthuend und in seiner ganzen Zusammensetzung für

mich neu, überraschend neu. Einige ganz ungewöhnliche Einzelnheiten aber sah ich erst später an diesem Mann, nachdem ich erst Zeit gehabt und den Muth gewonnen, ihn genauer zu betrachten, und wenn ich nun in meiner jetzigen Schilderung derselben auf Dir vielleicht unbedeutend erscheinende Dinge und Eigenschaften Gewicht lege, so sei überzeugt, daß diese Dinge und Eigenschaften, die bei anderen Männern uns nur als eine Kleinigkeit erscheinen, bei diesem seltsamen Manne bedeutend und wichtig werden.

So will ich zuerst von seinen Augen reden, in die zu blicken ich erst mit einiger Anstrengung lernen mußte. Das Auge ist blau, doch nicht so schön blau, wie es viele Menschen bei uns haben, auch nicht groß von Gestalt und Form, und doch scheint es sich, wenn er Einen ansieht, bisweilen so zu erweitern und zu vergrößern, als läge der ganze Himmel darin, denn der Blick dieses seltsamen Auges ist wunderbar groß, ausdrucksvoll, er umfaßt, was er sieht, mit ganzer Macht, er ergreift das sich ihm Darbietende mit voller Gewalt und dringt so entsetzlich tief ein, daß ich glaubte und fürchtete, er würde

mir bis auf den Grund meiner Seele dringen und Alles lesen, was darin zu lesen war. Verstehe mich recht — es waren keine Dolche, keine Messer, die mir mit diesem Blick in's Herz drangen, aber er wirkte wie der Blitz auf mich ein, er umhüllte, umfaßte mich gewissermaßen damit, und ich war wie geblendet, gedemüthigt, daß ein Mensch solchen Blick haben und mich durchschauen könne, durch und durch, so daß ich scheu in mich selbst zurücksank und mir die größte Mühe gab, in aller Eile die Pforten meines Wesens zu schließen, um nur nicht ganz von ihm ergründet und erkannt zu werden.

Außer diesem Auge fielen mir zumeist seine Hände und die Bewegungen derselben am meisten auf. O, wie soll ich Dir diese Hände beschreiben? Nein, das kann ich nicht, denn ich habe weder an Form noch an Farbe, weder an Leben und Bewegung, noch an Ausdruck und Reiz je etwas Aehnliches, weder bei Frauen, noch bei Männern gesehen. Denn wisse, diese Hände waren, was ihre Weiße und Kleinheit betrifft, eigentlich Frauenhände, und doch entbehrten sie in ihrer Erscheinung und in ihrer

Bewegung nicht jenes Ausdrucks von männlicher Kraft, der, wenn er so natürlich und kunstlos wie hier vor's Auge tritt, einen gewissen unwiderstehlichen Eindruck macht, weil er uns das reiche innere Leben und die Fülle geistiger Macht verräth, die in dem Innern eines solchen Mannes wohnen. Du glaubst gar nicht, welch' eine unglaubliche Gewalt der Sprache — ich kann es nicht anders nennen — in den Bewegungen dieser Hände, wenn er sie öffnet oder schließt, wenn er spricht oder schweigt, liegt, eine Gewalt, oder sage ich lieber: eine gewaltig wirkende Potenz, die ich nicht mit dem Namen Grazie, Feinheit oder Majestät belegen kann, und doch liegt von diesem Allem etwas darin. Mit einem Wort, ich kann mich nicht anders verständlich machen: diese Hände bewegen sich wie die Hände eines Königs, das heißt, wie ich mir einen König denke. Jeder Zug, den er damit thut, oder die Art, wie er etwas anfaßt oder losläßt, ist ein edler, ein schöner Zug, und so spricht und handelt er auch ganz unbewußt mit diesen Händen. Wenn er redet, unterstützen ihre Bewegungen seine Worte, so daß man den Sinn

derselben doppelt rasch und klar faßt, und selbst wenn sie ruhen und still irgend wo liegen, glaubt man sie zucken und einen Theil des geistigen Lebens darin rollen und flackern zu sehen, das sein ganzes Wesen erfüllt und aus jeder Pore desselben sprüht.

Und nun noch ein Drittes — seine Rede, seine Sprache! O, Jenny, wie soll ich Dir diese Rede schildern! Die Stimme, wie sie klingt, aus der tiefsten Tiefe seiner Brust herauf, die Worte, die er, Gott weiß woher, an's Tageslicht holt, so daß man gleichsam nicht blos hört, sondern auch sieht, was er spricht. Nein, das sind keine gewöhnlichen Worte, wie sie aus dem Munde, über die Lippen eines alltäglichen Menschen kommen, das sind die reinen und goldklaren Ausflüsse einer Seele, wie sie nur auserlesenen Wesen innewohnt. Jedes Wort, das er von Anfang an zu mir sprach, traf mich, der Wirkung seines Auges gleich, wie ein Blitz, ich zuckte förmlich darunter zusammen, denn so genau und rasch und plötzlich hatte ich noch nie einen Menschen verstanden, und es war mir, als hörte ich ihn noch viel mehr sprechen, als er wirklich sagte, als läge ein

ganz anderer Sinn darin, als er ihn hineinlegen wollte.

Siehst Du, Jenny, alles dies zusammengenommen, war mir, als dieser Mann so unerwartet vor mich trat, mich mit einem langen, wunderbar langen und tiefen Blick betrachtete, mich mit seiner warmen, weichen und doch so männlich tönenden Stimme anredete, war mir zu Muthe, sage ich, als ob ich, wie durch einen Sturmwind fortgeführt, plötzlich in eine neue Welt versetzt wäre, als ob ich, mit ganz anderen Organen begabt, ein ebenfalls mit anderen Organen begabtes Wesen sich äußern hörte, und als ob dies Wesen die Macht besäße, mich mit sich fort in eine andere Welt zu reißen und mir ganz neue Aufschlüsse über diese und jene Welt zu geben. Wie es kam, ich weiß es nicht, aber ich faßte Alles, was er sprach, viel leichter und tiefer, wie mit geöffneten Ohren, mit erweitertem Geiste auf, und was ich von ihm hörte, früher oder später, es blieb mir im Geiste haften, ach! nud nicht im Geiste allein, auch in der Seele, Jenny, in meinem innersten Wesen, da, wo bis jetzt noch kein Strahl von außen hingedrungen

war, und das sich nun plötzlich erhellte, als wäre eine große neue Sonne darin und darüber aufgegangen, eine Sonne voll Licht und Gluth, die bis in meine Augen drang und jede Fiber meines Leibes erwärmte und belebte, wie er nie erwärmt und belebt worden war.

Und denke Dir, Jenny: dieser Mann wohnte seit einigen Tagen schon, mir unbewußt, in meiner unmittelbaren Nähe, in dem schönen Landhause auf dem Berge, bei meinem lieben Wirth, den er auf einer Badereise kennen und schätzen gelernt und der ihn nun auf viele, viele Wochen zu sich eingeladen hatte, damit er sich von den Mühseligkeiten seiner Pflichterfüllung erhole, denn er ist Arzt und zugleich Lehrer an einer der größten Universitäten seines Landes, also ein hochgebildeter und sogar gelehrter Mann.

Bevor er jedoch auf den Landsitz gezogen, hatte er einige Wochen in Altona verbracht und bei dem greisen Vater meines Wirthes gewohnt — ein Mann, der, wenn ich ihn sehe, mir stets ein unbeschreibliches Gefühl herzinnigster Verehrung einflößt, denn er ist

über achtzig Jahre alt und dabei rüstig an Geist und Körper. Während dieses Aufenthaltes in Altona, das erfuhr ich erst später von dem Doctor Reinhold Strahl — so heißt nämlich der Fremde — war er am Versöhnungsfeste im jüdischen Tempel zu Hamburg gewesen — und hatte mich darin meine Andacht verrichten sehen. Der Eindruck nun, den ich dabei auf ihn gemacht, muß ein wahrhaft tiefer und dauernder gewesen sein, und er hat mir später gesagt, er habe nie ein schöneres und rührenderes Gesicht gesehen, als ich es bei jener Feier gehabt haben soll, die allerdings einen bedeutsameren Sinn für mich hatte, als alle um mich sitzenden und mich sehenden Menschen ahnen konnten.

Ach, liebe Jenny, aber nicht der Christ allein hatte von der betenden Jüdin einen so tiefen Eindruck empfangen, auch auf die Jüdin hatte der Christ wunderbar eingewirkt, denn auch ich hatte ihn auf dem Chor neben den singenden Knaben stehen sehen und wohl bemerkt, wie er mich so anhaltend und verwunderungsvoll betrachtete, als habe sich ihm ein seltenes Wunder erschlossen. Ach, auch mir war es

nicht ganz anders ergangen, auch auf mich hatte er von Anfang an einen eigenthümlichen, durch seine Heftigkeit mich fast beängstigenden Eindruck ausgeübt, den ich aber, da er mir so neu war, eigentlich nicht schildern kann, zumal ich einen ähnlichen noch nie in meinem Leben empfunden hatte.

Als er nun an jenem Tage den Tempel verließ, erwartete er mich draußen, in der Hoffnung, zu erfahren, wo ich wohne, da ihm Niemand hatte sagen können, wer die fremde Jüdin mit dem klagenden Antlitz sei. Allein er verfehlte mich, ich stieg rasch in einen zufällig vorüberfahrenden Wagen und fuhr nach meinem einsamen Hause in Oevelgönne hinaus.

Vor dies Haus nun trat er an jenem Morgen mit der guten Margarethe, und Du kannst Dir sein Erstaunen vorstellen, als er mich so unerwartet und durch Gottes Schickung — so nennt er es selbst — wiederfand. Was er eigentlich, nachdem Margarethe uns miteinander bekannt gemacht, an jenem Tage mit mir gesprochen, weiß ich nicht mehr und wußte es auch am Abend desselben Tages nicht, denn ich war

so verwirrt, so erschrocken, so betäubt, daß ich keine richtige Vorstellung von irgend Etwas auf der Welt hatte. Nur eine unbestimmte Furcht und Angst quälte mich, als müsse der Himmel auf mich niederstürzen, und ich weiß in der That nicht, womit ich den Tag hingebracht habe. Nur von dem Abend habe ich noch einige Erinnerung bewahrt. Margarethe hatte mich in ihres Vaters Haus eingeladen und ich weigerte mich, zu kommen, halb, weil ich überhaupt nicht gern unter Menschen gehe, und halb, weil mich eben jene Angst von diesem Besuch abzuhalten schien. Aber da wandte sich der Doctor in einer Art und Weise mit der Bitte an mich, daß ich kommen solle, daß ich nicht widerstehen konnte, wie ich denn überhaupt von Anfang an, als ich diesen Mann sah, die Empfindung hatte, daß ich ihm unterthänig sei, daß ich ihm gehorchen müsse, was er auch von mir verlangen möge.

Das war freilich ein seltsames, fast demüthigendes Gefühl, aber es hatte auch wieder etwas ungemein Ermuthigendes, Befeuerndes, und so erfüllte ich denn seine Bitte und ging Abends zu meinem Wirth hinauf.

An diesem Abend nun hörte ich den Fremden reden, wie ich noch nie in meinem Leben einen Menschen reden gehört hatte. Alles, was über seine Lippen kam, klang mir, als ob es eine innere Stimme zu mir spräche, als ob ich meine Ohren weit aufthun müsse, um nur jeden einzelnen Laut, jede Sylbe in meine Brust einzusaugen. Ich war so aufmerksam, zu hören, was er sagte, daß ich oft zu antworten vergaß, und ich konnte nur sein Auge, seine Hände betrachten, die in ihren Blicken und Bewegungen seine Worte unterstützten und sie mir unvergeßlich, aber auch eben so unbegreiflich machten.

Als ich endlich nach Hause gehen mußte, wollten mir meine Füße den Dienst versagen, als hielte mich eine unsichtbare Macht an der Stelle zurück, die ich eben einnahm. Dabei war ich wirr im Kopfe, ich konnte nicht sprechen, was ich sprechen wollte, und es ergriff mich eine Gedankenfluth nach der andern, die mich zu ersticken drohte.

Aber da stand er schon an meiner Seite und ich — ich gab ihm, ich glaube, in Folge einer Aufforderung von ihm, meinen Arm. So führte er mich

hinab nach meinem Hause, und als er nun Abschied nahm, bot er mir die Hand. Ich ergriff sie und gleich darauf ging er von mir fort. Aber da war es um mich geschehen, Jenny. Hatte mich gleich bei der ersten Berührung ein wunderbarer Schauer durchrieselt, so war es mir jetzt, da er von mir gegangen, als sei ein Theil von ihm an mir haften geblieben und durch seine Hand in meine Hand und so in meinen Körper, in meine Seele übergegangen.

Ich kam fieberhaft aufgeregt in meinem Zimmer an und fühlte mich fast ohnmächtig vor Schwäche. Ich sank in mein Bett, aber der Schlaf blieb mir fern, und nur die Gestalt des fremden Mannes gaukelte in undeutlichen Umrissen vor meinen brennenden Augen, wie ein Besuch aus jener anderen Welt, die wir alle nicht kennen und die wir uns doch mit den Schatten Dahingeschiedener bevölkert denken.

Was mir nun geschah, weiß ich nicht mehr. Mochte ich mich erkältet haben oder mochten meine Nerven zu stark erschüttert worden sein, genug, ich wurde ernstlich krank, verfiel in eine Art von Betäubung und erwachte erst daraus, als mir plötzlich ein

inneres Gefühl zuzurufen schien: „schlage die Augen auf und schaue Dich um, damit Du siehst, wer vor Dir steht.“

Ach, Jenny, als ich nun die Augen aufschlug, da sah ich ihn vor mir stehen, den Rebecca zu meinem Beistande gerufen, und nun sagte mir wieder eine innere Stimme, daß ich nicht sterben könne, da er ja bei mir und zu meiner Hülfe bereit sei.

Aber was geschah nun? Da stand er also und betrachtete mich mit seinen wunderbaren Augen, wie man in eine neue Welt voll Segen und Seligkeit schaut. Er beugte sich über mich und lauschte auf meinen Athem. Ich fühlte das Alles, obgleich ich die Augen wieder geschlossen, und dann — dann durchzuckte es mich mit einem unbeschreiblichen Gefühl, denn er legte seine weiche Hand auf meine heiße Stirn, die davon eine Kühlung empfand, als habe sie ein lieblicher Luftzug angehaucht. Aus dieser Hand nun — ich kann es Dir nicht anders beschreiben — strömte es auf mich wie eine Art Welle über, ich fühlte mich gehoben und getragen wie von Engelsarmen, und eine neue Kraft erstand in meiner Seele,

deren Tiefe und Umfang ich noch jetzt nicht ermessen kann.

Als er seine Hand endlich von meiner Stirn nahm, hätte ich beinahe einen Schrei der Angst ausgestoßen, denn es durchzuckte mich der fürchterliche Gedanke, er könne mich schon verlassen und mich meiner früheren Einsamkeit und Trostlosigkeit überliefern. Aber dem war nicht so. Nein, er faßte mit der Hand nach der meinigen, und da war die unbegreifliche Verbindung zwischen uns wiederhergestellt, und noch einmal strömte es wie ein magnetischer Hauch durch meine Glieder und ich fühlte, daß ich in meiner Noth nicht verlassen sei und einen Tröster und Helfer habe.

Er blieb lange bei mir, aber endlich ging er doch. Allein er sandte mir einen erquickenden Trank, der mich neu belebte und mich mit der frischen Hoffnung erfüllte: der, der mir diesen Trank gesandt, werde mich nicht vergessen und er werde wieder erscheinen, wenn es die rechte Zeit sei.

Und die rechte Zeit kam und er mit ihr. Das fühlte ich nur dunkel, denn ich war, glaube ich, krän-

ker geworden, trotz seiner Hülfe. Am späten Abend kam er noch einmal, und nun blieb er bei mir, um bei mir zu wachen, weil er mein Leben für gefährdet hielt. Ach ja, es mag auch gefährdet gewesen sein, denn es rauschte und hämmerte in meinem Kopf, in meinem Herzen, als ob sich ein Chaos darin bewege und als ob böse Geister in mir sich mit den guten um die Herrschaft stritten. O, was für Gesichter und Gestalten sind in jener Nacht vor meiner Seele aufgetaucht! Vor allen war es das drohende Gesicht meines Vaters, der mir meine Empfindungen für diesen Fremden streng zu verbieten schien. Er schalt und strafte mich, wie er mich damals gescholten und gestraft, als — doch Du weißt, was ich meine. Aber immer, wenn sein Gesicht am bittersten und strengsten war, kam der Fremde mit seinem gütigen Gesicht dazwischen, und mein Vater mußte vor ihm weichen, als sei seine Gewalt über mich schwächer geworden und als wage er nicht, den Kampf mit Jenem zu beginnen.

So war er auch in dieser schrecklichen Nacht ohne Unterlaß an meiner Seite; er schlief selbst nicht, son=

dern hielt stets sein Auge auf das meine gerichtet. Wenn ich das auch nicht sah, so fühlte ich es doch, und was mir seltsamer Weise dabei das Angenehmste war, das war das dunkle Bewußtsein, daß er selbst um mich litt, daß er sich sorgte um mich, und daß er nicht Ruhe fand, bis ich die meine gefunden.

Und ja, ich fand diese Ruhe mit einem Mal, Jenny. Denn als mir am bängsten zu Muthe war, da legte er noch einmal seine Hand auf meine Stirn und da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Alles, was mich bisher gefoltert und gequält, floh, wie von einem Winde verweht, von mir fort; mein schwerer Kopf wurde mir federleicht, die drohenden Gestalten verschwanden und nur liebliche Gebilde besuchten mich in meinem tiefen, langen Schlaf.

So viel nur glaube ich Dir von meiner Krankheit sagen zu müssen, die glücklicherweise nicht lange dauerte, obgleich ich einen Raum von unendlicher Ausdehnung durchmessen und eine halbe Ewigkeit durchlebt zu haben wähnte. Eines Morgens erwachte ich — und da sah ich ihn klar und deutlich mit nicht mehr traurigem, sondern mit lächelndem Gesicht vor

mir stehen, und ich war durch seine Kunst und Kraft — nenne sie, wie Du willst, eine menschliche und natürliche, für mich war sie eine göttliche — genesen.

O, meine Jenny, mag Dir Gott auch einmal das Gefühl einer solchen Genesung zu Theil werden lassen — es war köstlich, unsäglich köstlich und ich schwamm in einem wahren Rausch von Freude. Nur eine beklemmende Empfindung hatte ich noch dabei, und die verursachte mir der Gedanke, der sich mir immer wieder von Neuem aufdrang: wird er Dich nun auch nicht wieder verlassen? Wird er Dich, die Genesende, trösten, wie er Dich, die Kranke, zur Genesung geführt? Aber diese beklemmende Angst verflog sehr bald. Er sagte mir selbst, daß er mich wieder besuchen und über meine Gesundheit wachen werde, und das fehlte nur noch, um mir meine volle Gesundheit bald und ganz wiederzugeben.

Ja, meine Gesundheit kam wieder, und mit ihr mein Arzt. Oft kam er sogar zwei oder drei Mal, und immer erhielt ich durch ihn neue Kräfte, neuen Lebensmuth, bis er — ja, Jenny, ich spreche die

köstliche Wahrheit aus — bis er — mein Freund geworden war.

Mein Freund! O Gott, was für ein armseliges Wort! Wie viel es auch im Allgemeinen besagen und unter Umständen werth sein mag, für mein Gefühl besagt es sehr wenig und drückt nur einen kleinen Theil des in meiner Seele lebenden großen Ganzen aus. Nein, er wurde mir, wie er zuerst mein Stern gewesen, allmälig meine Sonne, und ich wärmte mein erstarrtes und der Liebe entwöhntes Herz mit einer Art unnennbarer Wollust an den Strahlen dieser Sonne. Aber nicht ich allein empfand in geheimnißvoller Stille und von Niemandem darin ergründet dies Gefühl. Auch er gab mir bald, zuerst durch sein hingebendes Wesen, dann auch durch nicht mißzuverstehende Worte, zu erkennen, daß ich ihm werth sei. O, mein Gott, ahnte er denn nicht, daß er es mir auch vom ersten Augenblick an gewesen war? Sah er denn nicht — o nein, er sah es nicht — daß meine Ruhe unter dem mich umbrausenden, mich erfüllenden Gefühl schwer und namenlos litt? Merkte er denn nicht, wie sehnsüchtig ich ihn jeden Tag

erwartete, wie ich jede Minute zählte, bis er vor meine Augen trat? Fühlte er denn nicht, daß ich ihm so Tausenderlei zu sagen hatte, ehe er bei mir saß, und daß ich, vom inneren Gebraus überwältigt, verstummte, wenn ich in sein mich verschlingendes Auge blickte?

Ach, Jenny, bei den mir so verständlichen Andeutungen, daß ich ihm werth sei, blieb er nicht lange stehen; seine Neigung zu mir wuchs von Stunde zu Stunde, und bald konnte ich nicht mehr zweifeln, daß er mich wirklich mit einer an Leidenschaft gränzenden Innigkeit liebe. Denke Dir das, Jenny, er liebte mich, mich, Jane, die Jüdin, die Verstoßene, Fluchbeladene! Und ich — durfte ich ihn denn wieder lieben? Das heißt, durfte ich es ihm denn gestehen? O, mein Gott, Du weißt es: nein, ich durfte es nicht, mir verbot es mein Pflichtgefühl gegen mich, gegen ihn, denn es würde, es müßte eine Schmach, ein Fluch für ihn selbst sein, von einer Fluchbeladenen geliebt zu werden. Und doch, und doch — ich kann ja nicht anders, — liebe ich ihn wieder — mit einer Gluth, einer Innigkeit ohne

Gleichen, und jedes hörbare Wort, womit ich ihm ein entschiedenes Nein zurufen will, wird in meinem Herzen ein donnerndes Ja — und dennoch muß ich dies Ja zurückhalten, unterdrücken, mir alle Mühe geben, daß er, der so unglaublich Scharfsichtige, dies Ja nicht in meinen Augen und meiner Miene liest, denn Alles in Allem genommen — hier hast Du mein letztes Wort darüber und in ihm liegt mein ganzes entsetzliches Unglück: ich darf ihn nicht lieben, ich darf den mir auferlegten Fluch nicht in sein reines Leben hinübertragen, ich darf sein unschuldiges Dasein nicht damit vergiften, mein Unglück würde auch das seine, meine Schuld die seine, mein Fluch der seine werden.

Ist das nicht furchtbar, nicht schrecklich für mich und für ihn? Und doch — wer löst die Räthsel der menschlichen Brust? — beseligt mich diese furchtbare, schreckliche Qual, doch möchte ich ohne sie nicht mehr leben, und das ist eben das Unbegreifliche in meiner Empfindung und in meinem Herzen!

Uebrigens weiß er, woran er ist. Daß ich ihn nicht lieben kann, nicht lieben darf, habe ich ihm

selbst gesagt, als er mir endlich seine Gefühle in ihrem ganzen Umfange gestand, und auch die Gründe kennt er, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt und den Vorhang von meinem Schicksal weggezogen habe. Dafür jedoch habe ich ihm — um ihm doch Etwas zu geben — meine Freundschaft zugesagt, und die will ich ihm halten — auf ewig! — so wahr mir Gott helfen möge. Er kann darin auf mich bauen!

Doch ich komme nun zu unserm gegenseitigen Verhalten in dieser seltsamen Lage, und ich will es versuchen, Dir manche Einzelnheiten aus unserm Verkehr zu schildern. O, welche qualvollen und doch unbeschreiblich süßen Momente habe ich schon an seiner Seite, in seiner unmittelbaren Nähe verlebt! Du solltest nur einmal sehen, wie er mich ansieht, verschlingt mit seinen wunderbaren Augen, wenn er ein paar Stunden oder gar einen Tag von mir getrennt gewesen ist. Wenn er dann zu mir in den Garten, in's Zimmer tritt, oder wenn ich, falls ich die Familie meines Wirthes besuche, was ich bisweilen thun muß, von ihm längst erwartet und im Augenblick doch unvermuthet in seine Nähe trete, dann solltest Du

nur sehen, von welcher Seligkeit sein Angesicht strahlt, wie seine Augen auf meinen Zügen weilen, um darin zu lesen, was ich denke, was ich fühle, wie er meine künstliche Zurückhaltung zu ergründen, die Rinde, die ich um mein Gesicht gezogen, zu durchbrechen versucht, und Du würdest sagen: Ja, so muß ein Mensch aussehen, der mit allen Kräften seiner Seele liebt und vielleicht die unausgesprochene Ahnung in sich trägt, daß er eben so wiedergeliebt wird. Doch das Letztere ist gewiß nicht der Fall, er kann diese Ahnung nicht haben, ich bin ihm zu sicher, zu entschlossen, zu unbeugsam entgegengetreten, und nur den festen Glauben an meine Freundschaft kann er in sich aufgenommen haben, da er ja weiß, daß die arme Jane ihn nie lieben, ihm nie gehören darf.

Und doch bleibt seine Liebe für mich immer dieselbe, ja, sie erregt mir oft Schrecken, wenn ich sie wieder gewachsen, wieder mit neuen Hoffnungen und Wünschen erfüllt sehe. Unverkennbar lese ich in seinen Augen das Verlangen, das heiße Verlangen, mich an sein Herz zu schließen und seine Lippen auf die meinen zu drücken. Und doch thut er es nicht, nein,

er berührt mich kaum, höchstens einmal mein Kleid oder, wenn es hochkommt, meine Hand.

Und ich, und ich, Jenny? O wie gern ließe ich mir diese natürlichen Beweise seiner Liebe gefallen, wie gern, wie sehr gern gäbe auch ich ihm die Beweise meiner Gefühle. Hundertmal schon habe ich im Geiste die Arme erhoben, um ihn an meine Brust zu reißen, ihn mit meinem Kuß inbrünstiger Hingebung zu verschlingen, und immer sanken sie wieder kraftlos, ohnmächtig zurück, denn — ich darf es ja nicht. Wie er darunter leidet, daß er das entbehren muß, o das sehe und fühle ich, und wie ich darunter leide, daß ich es mir und ihm versagen muß, das sage Dir selber. —

Soll ich Dir noch Etwas über den Inhalt unserer Gespräche sagen? Ich will es versuchen, obgleich es kaum möglich, da der Gegenstand oft wechselt und er mir das Leben in tausend verschiedenen Gestaltungen und den Menschen in tausend verschiedenen Auffassungen zu zeigen versteht. Im Großen und Ganzen aber ist der Gegenstand und Inhalt seiner Rede — Deine Freundin, ja, ich bin es und seine

Liebe, das heißt, wie er sich unser Verhältniß, wenn es ein innigeres sein dürfte, zu gestalten gedenkt, wie sein Leben sich dann ganz anders darstellen und welches Glück sich daraus für ihn ergeben würde; und daraus sehe ich erst recht, mit welcher Gluth, mit welcher Innigkeit und Hingebung er mich liebt, so daß ich mich oft wundern muß, wie ein solcher Mann so ganz und gar in einem Weibe, wie ich es bin, aufgehen kann.

Sodann spricht er auch viel über religiöse Dinge, über Gott selbst und den Glauben an ihn. Er stellt sich Gott nicht nur als seinen Schöpfer und Vater, sondern sogar als seinen besten, erhabensten Freund vor, dem er sein ganzes irdisches Geschick mit voller Hingebung anvertraut. Nie aber, nie spricht er von meinem Glauben geringschätzend. Er sucht nur ganz sanft und leise meine gebrechlichen Ansichten — daß sie gebrechlich und der Stütze bedürftig sind, habe ich erst aus seiner festen, unerschütterlichen Gottesüberzeugung erkannt — zu läutern, meinen Glauben eben so zu erstarken, wie es der seine ist, und dabei mich von allen Zweifeln zu befreien, die mich bisher in

manchen Augenblicken gepeinigt und geängstigt haben. Und jetzt zweifle ich schon lange nicht mehr. Ich glaube an seinen Gott — ach! der ist so gut, so groß, so rein — und in seinem Geiste giebt es nur einen, und den meinen nennt er auch den seinen, also haben wir ganz gewiß denselben Gott. „Ja, es giebt einen Gott," sagte er neulich, als er über die Wirkung und den Einfluß meiner Person auf die seinige sprach, „denn wer so allmächtig, erfinderisch und gütig ist, ein Wesen zu schaffen, wie Sie es sind, der ist in Wahrheit allmächtig und göttlich," — und ich, Jenny, ich dachte im Stillen Dasselbe, aber in Bezug auf ihn, denn — höre und verstehe mich: ich bete in diesem seinem Geschöpf den Schöpfer selber an.

Er läßt mich bisweilen Etwas laut vorlesen und setzt sich dann mir stets gegenüber, um den vollen Anblick meines Gesichts zu haben, weil, wie er sagt, meine Stimme beim Lesen noch melodischer und süßer klänge als beim Sprechen, und weil ich dabei so unbeschreiblich sanft und lieblich aussähe, wie er nie ein menschliches Gesicht gesehen, zumal, wenn ich die Augen

niedergeschlagen und die Wimpern tief gesenkt hielte. Dabei verschwände der ihn so bedrückende Ausdruck meines Kummers und ich zeigte ihm ein reines, unschuldiges Antlitz, wie es nur die Engel im Himmel haben könnten. Dergleichen sich wiederholt sagen zu lassen und ihm nicht dankbar zulächeln, nicht liebevoll an sein Herz sinken zu dürfen, ist eine Qual, die ich Dir, meine Jenny, um Alles in der Welt erspart sehen möchte.

Wie seltsam aber geht es uns bisweilen und wie oft habe ich mich über ihn und mich wundern müssen, daß wir so thöricht sind. — Denke Dir nur: wenn ich mit ihm einmal bei meinem Wirthe zusammen bin und namentlich, wenn noch irgend eine fremde Person anwesend ist und ich ihn gern sprechen hören möchte, um mit ihm Ehre einzulegen — ja, ja, das ist mein sehnliches Verlangen, denn ich bin stolz darauf, daß ein großer Theil seines Wesens mir gehört, wovon kein Mensch eine Ahnung hat — dann ist er oft so gut wie stumm. Er spricht so wenig, daß er mich ordentlich verlegen macht, und ich weiß, warum er so wenig spricht. Er denkt dann nur an mich und was

er mir sagen möchte, wenn er mit mir allein wäre, und daraus entspringt sein Wunsch, immer mit mir allein zu sein. O, und mir geht es eben so und ich leide unendlich dabei, da ich doch nur so wenig mit ihm allein sein kann. Damit ich nun nicht oft Gelegenheit habe, ihn so stumm werden zu sehen, und damit er und ich uns nicht in vergeblichen Wünschen abzehren, vermeide ich es, so oft ich kann, mit ihm in Gesellschaft Anderer zu sein. Nein, ich will ihn lieber ganz entbehren, als sehen, daß er sich einen Zwang auflegt, daß er sich anders zeigen muß, als ihm um's Herz ist, denn ich weiß, wenn ich nicht dabei bin und seine Aufmerksamkeit auf mich lenke, dann fühlt er sich freier, dann ist er mehr er selbst, und Andere haben auch ihre Freude an ihm — und das macht mich ja so stolz.

Du fragst mich nun, Jenny, wie verhält er sich äußerlich mir gegenüber, wenn er eben allein mit mir ist; und, wenn seine Liebe wirklich so innig und glühend ist, bewahrt er auch stets die achtungsvolle Zurückhaltung, die einen edlen und zartfühlenden Mann kennzeichnet?

O, ich habe Dir das ja schon mehrfach angedeutet. So dringlich seine Wünsche sein mögen, so wenig ist er es in seinen Forderungen an mich. Von seiner Liebe spricht er freilich mit glühenden Worten, in ergreifenden Bildern; Forderungen, die ich ihm nicht gewähren könnte, hat er aber noch niemals ausgesprochen. Und doch, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, habe ich das Gefühl, als ob wenigstens der Wunsch nach diesen Forderungen, gleichsam wie der natürliche Ausfluß seiner durch den Willen und die Moral bezähmten Leidenschaft, ihm selbst bewußt wäre und er ihn nur mit Gewalt in sich zurückhielte. Nein, er drängt mich nicht sichtbar, hörbar, aber doch fühlbar, denn ich fühle es, als sagte es mir die Luft, die ihn umgiebt, welche Gewalt er sich anthut, mich nicht an sich zu reißen und seine Seele in die meine auszuhauchen. O, das ist eine Seelensprache, die ich erst durch ihn gelernt habe, und unter Umständen lernt man schnell. Aber, wenn er von seiner Liebe spricht, dann geschieht es meist mit einer rührenden Innigkeit und einer unglaublichen Zartheit, und er wählt Worte und Bilder — o mein Gott, wo nimmt

er sie nur her! — die mich erkennen lassen, daß er mich fast vergöttert, so daß ich oft ängstlich darüber werde, weil ich nur zu wohl fühle, daß ich nur ein schwaches, elendes menschliches Wesen bin und solche Verehrung und Anbetung nicht verdiene. Sobald ihn aber einmal sein Gefühl hinreißt und er in zu deutlichen Worten spricht, so daß er fürchten muß, ich könnte in diesen Worten einen Sinn lesen, den er nicht hineingelegt haben will, dann bricht er schnell seine Rede ab, dann — und er liest meine Meinung sonnenklar auf meinem Gesicht — dann bittet er mich mit schmelzender Stimme um Verzeihung, als hätte er mir wehe gethan. Und ich thue dann so, als ob ich ihm wirklich etwas zu verzeihen hätte, obgleich ich nicht weiß was — aber es ist zu süß, zu verführerisch, sich so herzlich und innig um Verzeihung bitten zu lassen.

Eine seltsame Vorliebe hat er für gewisse kleine alltägliche Dienste, die ich ihm mitunter leisten kann und die er sich nur von mir so gern leisten läßt. So zum Beispiel erfuhr ich sehr bald, nicht nur von ihm selbst, sondern auch von Margarethe und Bertha, daß er einige besondere Eigenschaften habe. Er liebt

es nämlich nicht, von Speisen zu genießen, die nothwendig mit den Händen zubereitet werden müssen, wenn er nicht weiß, wessen Hände dabei thätig gewesen sind. Wird daher geschältes Obst auf den Tisch gebracht, so rührt er keinen Bissen davon an; lieber schält er es sich selbst oder nimmt eine andere Speise. Als ich das erfuhr, war ich neugierig, zu sehen, ob er auch von meiner Hand geschältes Obst zurückweisen würde, und ich nahm eine seiner Lieblingsfrüchte zur Hand und schälte sie vor seinen Augen ab. Aber was geschah da?

„Soll das für mich sein? fragte er hastig. Und auf meine Bejahung ergriff er die Frucht und aß mit einem sichtbaren Behagen davon. Das war mir klar genug, und seit der Zeit schäle ich immer sein Obst mit meinen Händen und er bittet mich sogar, es voll und fest anzufassen, da er aus meiner Hand gern Alles genießt. So thue ich es denn selbst mit stillem Behagen und bereite ihm auch die Butterbrode zum Thee und was er sonst verzehrt, und ich habe ihn schon damit so verwöhnt, daß er mich fragend ansieht, wenn ich einmal zögern und abwarten will, was nun

geschieht. Ja, es schmeckt ihm alles von meiner Hand Bereitete so süß, — ich sehe es nur zu gut — daß er es selbst ißt, wenn er keinen Appetit hat, und so lebt er im Großen und Kleinen nur in mir — und das soll mir keine Freude bereiten, Jenny?

Aber auch er ist im Stande, mir ähnliche kleine Genüsse zu bereiten, die mir wahrhaftig kein Anderer bereiten könnte. So empfinde ich zum Beispiel einen großen Genuß daran, wenn er, mit mir an der Elbe sitzend, eine feine Havannahcigarre raucht, was er bisweilen thut, nachdem er erfahren, daß ich es gern habe. O wie wohl thut mir dieser seltsame Duft, den ich früher nie habe erträglich finden können! Aber wenn er in meiner Nähe raucht, dann ist mir, als genösse ich etwas von dem berauschenden Wohlbehagen, welches die Orientalen empfinden sollen, wenn sie sich in ihre narkotischen Rauchwolken hüllen. Ich setze mich dann so nahe wie möglich zu ihm hin, nur um die Wolken, die mein Olympier von sich bläst, aus erster Hand zu haben.

Ach, das ist kindisch, sagst Du vielleicht, aber laß es immerhin so sein. Der Mensch, der nicht auf der

Gefühlshöhe Anderer steht, findet Vieles kindisch, was diesen erhaben erscheint, und er mag Recht haben, in seiner Art, aber das schließt nicht aus, daß auch Andere ihr Recht für sich haben, wenn ihr Geschick sie auf eine Stelle gebracht, die Jene nur höchstens mit den Augen zu messen vermögen, ohne danach die richtige Höhe angeben zu können, auf welcher die so scharf Verurtheilten wirklich stehen. — —

So habe ich Dir denn nun geschildert oder zu schildern versucht, meine liebe Jenny, welchen Werth dieser seltene Mann mir armem, beklagenswerthem Wesen beilegt, und daraus ergiebt sich für mich und vielleicht auch für Dich die Frage: habe ich denn nun wirklich diesen Werth? Ich kann nur sagen: in meinen eigenen Augen habe ich ihn nicht — in den seinen habe ich ihn, und dies letzte Ja steht mit riesengroßen Buchstaben in seinen Augen geschrieben. Schon mit ganz winzigen Kleinigkeiten — Du kannst es kaum glauben — vermag ich ihn zufrieden, fast glücklich zu machen. So zum Beispiel ist er schon befriedigt und beruhigt, wenn er nur mein Kleid berühren oder streifen kann, und so viel habe ich we-

nigstens über mich vermocht, daß ich ihm diesen Genuß gönne und es ihn berühren lasse, wo er denn in der Regel mit einem Ausdruck innerer Befriedigung seine Hand darauf legt. O, und noch Eins habe ich ihm nach längerem Widerstreben gestattet, oder vielmehr ich gebe es zu, ohne daß ich darauf ein besonderes Gewicht zu legen scheine. Ich lasse ihn, wenn er mir nahe sitzt und Begehr danach hat, von Zeit zu Zeit meine Hand ergreifen und einen Kuß darauf drücken, obgleich ich sie immer wieder bald zurückziehe, namentlich, wenn er sie dicht vor die Augen nimmt und die feinen Aederchen zu zählen scheint, die sie durchziehen, und dann die Absicht verräth, jeden einzelnen Finger mit seinen Liebkosungen zu bedenken. Und warum entziehe ich sie ihm wieder so rasch? Weil ich seine Finger um die meinen nur zu bald wie eine Flamme zucken und brennen fühle, weil schon sein bloßer warmer Handkuß mir wie ein Blitz bis tief in die Brust dringt, wo vielleicht die Seele ihren Sitz hat, und weil ich fühle, diese Seele könnte sich mit in Flammen setzen lassen und seine Liebe gegen meinen Willen mit gleicher, ja, ja, mit gleicher Liebe

erwidern. Und das darf die Seele Deiner armen Jane ja nicht, und Du kennst den traurigen Grund davon.

Dennoch gebiete ich nicht immer und zu jeder Stunde über diesen festen grausamen Willen, und bisweilen schmelze ich fast in eine unglaubliche Sehnsucht nach ihm hin. Namentlich kann ich die Freude kaum beherrschen, die mich ergreift, wenn ich ihn nach längerer Trennung bei mir erwarten zu können glaube. Stundenlang vorher pocht mein Herz in ungestümen Schlägen, denn so ziemlich weiß ich die Zeit genau, wann er sich bei mir einzufinden pflegt. Ja, Stunden vorher wogt mein Herz, und wider meinen Willen jagen ihm alle meine Pulse im Sturmschritt entgegen. In solchen Augenblicken hoffnungsvoller Erwartung habe ich ihm so unendlich viel zu sagen, alles Leben und Weben in mir fluthet nach meinen Lippen, und — wunderbar genug, wenn ich ihn dann sehe, wie er eilig den Berg herabsteigt, wie seine Augen mich schon aus der Ferne suchen, dann verstumme ich plötzlich, die Brust ist mir wie zugeschnürt, und wenn er dann vor mir steht, schaut er mich fragend und traurig an, als sei er um seinen herzlichen

Empfang gekommen, den er, wie ich nur zu wohl weiß, sich so schön zu denken pflegt und unterwegs mit tausend Einbildungen ausgemalt hat.

Jenny, Jenny, was ist eine solche glückliche unglückliche Liebe für ein wunderbares, großes, göttliches Gefühl! Ich lebe oft in einem Moment doppelt, dreifach, zehnfach. Ich liebe Gott, meinen Schöpfer, mehr als sonst; alle Menschen stehen mir näher, und mich selbst betrachte ich wie ein fremdes Wesen und frage mich staunend, wie ist es nur möglich, daß man ein solches menschliches, gebrechliches, schwaches Wesen so hoch verehren und lieben kann? Ihn aber, ihn, möchte ich dann nicht an meine Brust, sondern in meine Brust hineinziehen, damit sein Herz in meinem schlage und ein und dasselbe Blut durch unsere Adern kreise, ein und derselbe Gedanke durch unsere Nerven zittere. Jenny, ja, ich liebe namenlos, unsäglich, mit einer unaussprechlichen Wonne und Wollust — und doch liebe ich mit unaussprechlichem Schmerz und Weh, denn ach! ich darf, ich darf ja nicht lieben, wo mein ganzes Leben und Sein, mein Wesen und Denken Liebe, unergründliche Liebe ist!

Diese furchtbare Erkenntniß: Du darfst nicht lieben, hat mich schon oft zur Verzweiflung gebracht und ich habe bisher umsonst nach Mitteln gesucht, mich dieser verhängnißvollen Liebe zu entziehen, ihm auszuweichen und mich unfindbar vor aller Welt, also auch vor ihm, zu verbergen. Heute nun, am Morgen dieses Tages — ich schreibe dies in der Nacht, der traurigsten meines Lebens — gerieth ich wieder in diese Verzweiflung, als er so nahe bei mir saß und von seiner Liebe sprach, und als er gegangen war, faßte ich den Entschluß, mich, wenigstens versuchsweise, auf einige Tage von ihm zu trennen und zu sehen, ob und wie ich diese Trennung ertragen kann. Ja, ich gehe, um von ihm nicht ganz gefesselt und berückt zu werden, und um Rath mit mir abzuhalten, was ich in Zukunft mit mir selbst beginnen soll. So will ich mich in noch größerer Einsamkeit zu sammeln, zu finden und meine Ruhe wieder zu erlangen suchen, damit ich wenigstens in künftigen Tagen nicht ganz ohne Halt und Trost bin. O Gott im Himmel, mein Gott und sein Gott, gieb mir einen Rath ein, was ich thun und lassen soll,

denn ich armes liebendes, von meinem Schicksal fast erdrücktes, von meiner Liebe fast zerschmettertes Weib — ich weiß es nicht.

Ich sehe Dich jetzt in Gedanken vor mir stehen, nachdem Du diesen unheilvollen Bericht gelesen hast, und fühle Deinen prüfenden Blick auf mich gerichtet. O, sei nicht so streng, so kalt, so herzlos, denn mich dünkt, ich höre Dich sagen: reiße Dich los von ihm, meide ihn gänzlich, um ihn nicht mit in Dein Verderben zu reißen — aber ach, Jenny, dazu besitze ich nicht mehr die Kraft, denn seine Anwesenheit ist mir nöthig geworden, wie es das Licht der Sonne der vegetirenden Pflanze ist. So weit, ja, so weit ist es mit Deiner armen Jane gekommen, mit Deiner Jane, die weiß, daß sie nicht lieben darf und die dennoch liebt, weil sie lieben muß; einmal, weil der Gegenstand ihrer Liebe liebenswerth ist, und dann, weil — weil sie ihrem Verhängniß folgt und ihr Verhängniß — o, das flüstert mir Tag und Nacht eine innere, brausende Stimme zu — zieht mich, reißt mich unwiderstehlich an seine Brust.

So habe ich Dir nun mein ganzes Herz dar-

gelegt und Du weißt, was ich empfinde, was ich leide. Was soll nun aus dem Allen werden? So frage ich mich täglich tausendmal und finde keine Antwort darauf. Nun geht meine Bitte an Dich, als wärest Du mein Schicksal: sage Du mir, was soll ich thun, was lassen? Denn thun oder lassen muß ich etwas — so kann, so darf es nicht bleiben, wie es jetzt ist. Wenn Du einen Rath, eine Aushülfe weißt, so nenne sie mir, ich schmachte danach; wenn Du aber Nichts weißt, so tröste mich wenigstens in meinem gränzenlosen Elend, denn hier in meiner Umgebung habe ich Niemanden, Niemanden, der mich so genau kennt, wie Du, der meine Liebe versteht, wie Du, und der, wie Du, mich schon Jahre hindurch von einer Staffel des Unheils auf die andere hat sinken sehen.

Jenny, meine Kraft ist erloschen, ich kann nicht mehr schreiben. O, ich kann auch nicht mehr denken, denn ich habe mich fast zerdacht. Es ist jetzt vier Uhr Morgens und um sieben Uhr schon will ich fort, er darf mich heute nicht wiedersehen. Denn, sähe er mich heute, in meiner Schwäche nach dieser durch-

wachten Nacht, dann hätte ich nicht mehr Kraft genug, ihm zu sagen, ich könne nur seine Freundin sein, nein! ich sänke an seine Brust und damit — wäre Alles, Alles gesagt.

So will ich also diesen endlosen Brief schließen und mich zwei Stunden ruhen. Lebe wohl, lebe wohl, Jenny! Und wenn Du ein fühlendes, menschliches Herz hast, dann wirf keinen Stein auf mich. Einen Zustand, wie ich ihn in mir trage, kann nur Der richtig beurtheilen, der ihn erlebt hat, wie ich; jede Schilderung, jede Ausmalung desselben ist nichts als ein schwacher, von Anfang an mißglückter Versuch, da sich die Empfindung eines Menschen nicht schildern und malen, sondern nur in schwachen Umrissen andeuten läßt.

So habe Mitleid, Trost und Rath für

Deine arme Jane.

Ende des zweiten Bandes.

In Reih' und Glied.

Roman

von

Friedrich Spielhagen.

5 Bände. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Friedrich Spielhagens **„In Reih' und Glied"** hat einen erfolggekrönten Rundgang durch ganz Deutschland gemacht. Mit großer Spannung folgt man der Entwickelung des breit angelegten Romans. Die in demselben handelnd auftretenden Personen fesseln unser Interesse bis zum letzten Moment, und die episodisch in den Gang der Ereignisse verwebten Figuren gewähren wohlthuende Ruhepunkte inmitten eines farbenprächtigen Gemäldes. Und doch reizt Spielhagen unsere Phantasie nicht durch Ungeheuerlichkeiten; er muthet dem Verstande nicht Dinge zu, denen selbst das nur Wahrscheinliche noch zu reell ist, und die sich in Regionen verlieren, wohin ihnen nur Jene folgen können, die Alles auf Treu und Glauben für wahr halten, was ihnen in französischen Romanen geboten wird. In Spielhagens „In Reih' und Glied" haben wir es mit wirklichen, leibhaftigen Menschen zu thun. Wir fühlen mit ihnen; ihre Freuden lassen unser Herz aufjauchzen; ihre Schmerzen bereiten uns trübe Augenblicke; wir lieben mit ihnen und wir entziehen uns dem Hasse nicht, der auf ihre Seelen düstre Schatten wirft. Und doch bilden weder glückliche noch unglückliche Liebe, weder Reichthum noch Armuth allein die Ingredienzien dieses Romans; große politische Probleme sind es, denen sich die Helden des Romans weihen und für die sie kämpfen, streben und unterliegen. Der Roman spielt in Preußen, in jenen Tagen, wo Lassalle, inmitten einer dumpfig gewordenen Zeit, das Proletariat mächtig aufregte durch das von ihm gepredigte Evangelium der Arbeit unter dem Schutze des Staates. Die politischen Kämpfe dieser Zeit werden auf's spannendste und die Parteien in ihren

Vertretern auf's getreueste geschildert. — Von diesem actionsreichen Hintergrunde heben sich von dem Hauche wahrer Poesie angewehte deutsche Frauengestalten ab. Somit ist dieser Roman Spielhagens nach seinem Umfang, nach kunstvoller Anlage und Durchführung, wie nach dem Ideengehalte unstreitig das bedeutendste Werk des Dichters.

Verlorene Seelen.

Roman

von

Leo Wolfram.

(Verf. der „**Dissolving views.**“)

3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Es werden in diesem Roman schonungslos, mit Feuereifer und Erbitterung, anderntheils aber auch wieder mit Humor das Klosterleben und die Wirkung des Concordats in Oesterreich aufgedeckt. Der Verfasser schildert den wohlmeinenden, echt frommen, aber schwachen Prälaten eines großen Stifts, der dieses durch falsche Speculationen in große finanzielle Verlegenheiten gebracht hat; ferner den schroffen, frivolen, heuchlerischen, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Capitular Constantin, der zur Rettung des Stifts Erbschleicherei, Betrug und Diebstahl in Scene setzt und ein strenggläubiges Mädchen, Vroni, dahin bringt, daß es schwört, in außergewöhnlicher Weise zu heirathen, wozu er sich einen gemeindenkenden, habsüchtigen Mann, den Hofrichter Swatek verschafft. Andere handelnde Personen sind der von Jugend auf zum Geistlichen erzogene Don Eugen von Porta, der in Norddeutschland aus seinen gläubigen Träumereien erwacht ist und dessen Cousine, Frau Berchthold, eine geschiedene Frau. Nachdem Eugen offen seinen Abfall vom Glauben erklärt hat, will der hohe Clerus ihn, seines großen Vermögens wegen, aus Gnade für Missionszwecke verwenden; als aber das Vermögen — anscheinend — verloren, sperrt man ihn auf hinterlistige Weise in ein Pönitenzkloster, aus dem er durch Frau

Berchthold und seinen Secretär Wermuth, den vermeintlichen Dieb des Vermögens, im Grunde aber dessen Erhalter, mit List befreit wird, zum Protestantismus übertritt und die ihn längst liebende, auch heimlich von ihm geliebte Cousine heirathet. — Die Erzählung ist überreich an neuen und außergewöhnlichen Situationen und viele durchaus originelle Charaktere, die scharf gezeichnet sind, werden vor dem Leser aufgerollt, der von Anfang bis zu Ende in gleicher Spannung erhalten bleibt. Kein Roman hat bisher in so pikanter Weise, so offen und nach den verschiedensten Seiten hin den Krebsschaden des Klosterlebens, die Herrschsucht, Geldgier und Scheinheiligkeit des ultramontanen Clerus dargestellt, als Wolframs „Verlorene Seelen."

Von Geschlecht zu Geschlecht.

Roman

von

Fanny Lewald.

1. Abth.: **Der Freiherr.** 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

2. Abth.: **Der Emporkömmling.** 5 Bde. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Bekannt sind die großen Vorzüge, durch welche die Verfasserin einen gefeierten Namen in unserer Romanliteratur sich erworben. Der große und klare Blick und das sichere und scharfe Urtheil über die mannigfachsten Verhältnisse, welche sie in den Kreis ihrer Dichtungen zieht; die künstlerische Gliederung und Abrundung derselben bei den reichsten und spannendsten Verschlingungen in dem Gange der Ereignisse; eine feine, psychologisch-wahre Charakteristik bei der lebensvollsten Anschaulichkeit selbst der unbedeutenderen Personen. Alle diese Vorzüge trägt im besonderen Grade der Roman: **„Von Geschlecht zu Geschlecht,"** in welchem die Dichterin sich große und schwierige, aber in der befriedigendsten Weise gelöste Aufgaben gestellt hat. Es galt ihr den Uebergang zu einer neuen Culturepoche darzustellen. Sie führt uns ein in die socialen Zustände, in das Empfinden, Denken und Wollen des feudalen deutschen Adels im Anfange des Jahr-

hunderts. Wir durchleben mit einer freiherrlichen Familie die Widersprüche und Conflicte, in welche die Glieder derselben in ihrem Innern, mit den veränderten Zeitverhältnissen und unter sich selbst gerathen. Die Unhaltbarkeit der Zustände, welche die Träger der Adelsidee mit aller Anstrengung sicher zu stellen suchen, und die Hohlheit des sittlichen und geistigen Wesens, auf das sie einen stolzen Werth legen, entwickelt sich Schritt vor Schritt bis zu dem von äußerer und innerer Nothwendigkeit bedingten Untergang, aus welchem das kräftigere Bürgerthum emporwächst. Alles dies spiegelt sich in dem vorliegenden Werke wieder und so erweitert sich dasselbe zu einem ganz vortrefflichen Zeitgemälde. Ueberhaupt hat Fanny Lewald in diesem Roman ein Werk geschaffen, welches wohl lange Zeit seinen Ehrenplatz in unserer Romanliteratur behaupten wird und ihrem Namen, an welchen sich schon so viele dankbare Erinnerungen des Lesepublikums knüpfen, einen neuen Schmuck verleiht.

Aus anständiger Familie.

Geschichte eines verlorenen Menschenlebens.

Von

Ernst Wichert.

3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Es sind keine großen Gegensätze und Fragen, welche in diesem Roman nach ihrer Lösung ringen, nicht Kreise wichtiger Interessen, in welche der Verfasser uns führt. Es ist eben nur der Kreis bescheidenen bürgerlichen Lebens, aber das, um was es sich handelt, ist denn doch immer das Höchste und Letzte, was ein Mensch einsetzen kann — die sittliche Existenz. Der Verfasser hat es verstanden, die Geschichte des verlorenen Menschenlebens dramatisch zu gestalten und das Interesse steigend zu spannen, trotz des einfachen äußern Rahmens.
